Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

40. Jahrg. | Scottdale, Pa., 24. Oktober 1917. | No. 43.

Der Mensch denkt

Der köstlichere Weg.

Wo ist der Weg den ich muß geh'n?
Und was ist Wahrheit heut?
Wie soll man beides recht versteh'n
In unsrer neuen Zeit?
Wo ist der Weg den ich muß geh'n?
Es giebt der Weg' so viel. —
Wer läßt den richtigen mich seh'n,
Wenn ich zum Himmel will?
Wo ist der Weg den ich muß geh'n?
Was ist das Losungs-Wort?
Das „Schibolet," Wenn ich werd steh'n
am Ueberführungs Ort?
In Christi Fußesstapfen geh'n,
Auch bis zum Kreuze fort;
„Ich glaube Herr!" laß ihn versteh'n,
Das ist das Losungswort.
Wie Christus, da er litt, nicht schalt,
Will er dich wehrlos seh'n.
Was sonst als Steckenpferd dir galt —,
Das laß am Wege steh'n.

P. Toews.

Aber Gott lenkt

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Ich und mein Haus.

Ich und mein Haus, wir sind bereit,
Dir, Herr, die ganze Lebenszeit
Mit Seel und Leib zu dienen.
Du sollst der Herr im Hause sein;
Gib deinen Segen nur darein,
Daß wir dir willig dienen.
Eine kleine, fromme, reine Hausgemeine
Mach aus allen! Dir nur soll sie
wohlgefallen.

Es wirke durch dein kräftig Wort
Dein guter Geist stets fort und fort
An unser aller Seelen;
Es leucht uns wie das Sonnenlicht,
Damit's am rechten Lichte nicht
Im Hause möge fehlen!
Reiche gleiche Seelenspeise auch zur Reise
Durch dies Leben Uns, die wir uns dir
ergeben!

Gieß deinen Frieden auf das Haus
Und alle, die drin wohnen, aus,
Im Glauben uns verbinde;
Laß uns in Liebe allezeit
Zum Dulden, Tragen sein bereit,
Demütig, sanft, gelinde!
Liebe übe jede Seele; keinem fehle,
Dran man kennet Den, der sich den
Deinen nennet.
Karl Johann Philipp Spitta.

Gottesdienst.

Gefällt es euch aber nicht, daß ihr dem Herrn dienet, so erwählet euch heute, wem ihr dienen wollt, den Göttern, denen eure Väter gedient haben, jenseits dem Wasser, oder den Göttern der Amoriter, in welcher Land ihr wohnet. Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Josua 24, 15.

Gott dienen! Sage das Wort denen, die Gott verlassen haben und ihre eigenen Wege gehen, sage es den Wissensstolzen, den Weisen dieser Welt, die sich als die Träger der Bildung ansehen, und du wirst bald erfahren, wie sie sich mit Verachtung von dir wenden. Was sie sind und was sie haben, verdanken sie Gott, mit Wort und Werk aber verleugnen sie ihn und sehen sich als die Uebermenschen, ja als die Herren der Erde an. Das Wort „dienen" ist ihnen verhaßt, nicht dienen wollen sie, sondern herrschen. Sie beugen die Kniee nicht, falten die Hände nicht, ehren Gott nicht, sondern wollen selber geehrt sein. Aber warte nur, so magst du sehen, welch jammervolle Rolle sie spielen, wenn das Leid sie heimsucht. Dann wird ihre innere Armut offenbar.

Wem dienst du? Diese so wichtige Frage klingt aus der großen Rede heraus, die Josua beim letzten Landtag dem Volk Israel vorlegte. Er zählt ihnen auf, was Gott an ihnen getan, wie er sie mit Wohltaten überschüttet und sie und ihre Väter wunderherrlich geleitet habe. Trotzdem hatten sie sich Götter gemacht wie die Heiden, und ihnen gedient. Da werden sie nun vor die Entscheidung gestellt: Wem wollt ihr dienen? Gott oder den Götzen? Wohl sagen sie: „Das sei ferne von uns, daß wir den Herrn verlassen und andern Göttern dienen!" Sie zählen selber die göttlichen Guttaten auf, die sie genossen. Und doch hatten sie Götzen bei sich. So wenig aufrichtig war ihr Gelübde. Wahrhaft ehrlich und aufrichtig ist hingegen das Bekenntnis Josuas. Wie das Volk handelt und wandelt, das ist schließlich seine eigene Sache; verläßt es den Herrn, seinen Gott, so werden gewiß die von Josua angedrohten Strafen es treffen. Mag es gehen, wie es will, dem starken Knechte Gottes und dem Haupte seiner Familie ist eins gewiß: „Ich aber und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" Das ist nicht eine eitle Prahlerei wie dort z. B. bei Petrus, der als einziger Jesu die Treue zu halten gelobt, wenn sich gleich die andern alle an dem Herrn ärgern würden, sondern es ist das die Sprache demütigen Gehorsams und heiliger Treue. Josua der Hauspriester, die Familie die Hausgemeinde. Da weilte der Segen Gottes.

Es ist in unsrer Zeit im allgemeinen übel um das Familienleben bestellt. Es fehlt zumeist am inneren Zusammenhalt, jedes geht eigene Wege. Die Eltern fragen wenig nach den Kindern, besonders wenn diese einmal erwachsen sind, und die Kinder fragen wenig nach den Eltern und lassen es an der schuldigen Ehrerbietung fehlen. Da herrschen Unfriede, Uneinigkeit, der Geist des Widerspruchs, da fühlt kein Gast sich heimisch. Ach, welch ein Jammer ist das! Man dient der Welt, dem Fleische, sucht Befriedigung hier und dort, und wird doch nicht anders, besser, weil man Gott nicht sucht.

Wo sind die Getreuen, die unentwegt zu Gott stehen? Ach, so manche sogenannte Christenleute haben den Wunsch, Gott zu dienen, den gestürzten Hausaltar wieder aufzurichten, und finden doch nicht die Freudigkeit, es zu tun. Was würden unsere Freunde von uns denken, wenn wir fromm werden wollten? Was dieser und jener sagt, ist ihnen wichtiger, als was der Herr sagt. Mit einem solchen halben Wesen dringt man nicht durch. Wer wirklich Gott dienen will, der bespreche sich nicht lange mit Fleisch und Blut, sondern handle nach dem Spruch: „Der Welt ganz ab und Christo an, So ist die Sache abgetan." Der Herr hilft den Aufrichtigen und gibt ihnen Mut und Freudigkeit, ihm zu dienen. Versuche es, du Zagender, und du wirst es erfahren, daß der Herr hilft!

Selig das Haus, von dem es in Wahrheit heißt: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen." Eine Familie, die sich am Morgen und am Abend um den Hausaltar schart, die sich vom Worte Gottes die Wege zeigen läßt und im Gebet sich dem Herrn übergibt, die erfährt es: Gottesdienst ist ein seliger Dienst. Da wird auch der Tag des Herrn geheiligt und in allen Stücken macht sich der Geist des Herrn geltend. Da wohnt der Friede, da herrscht die Liebe, da sind alle eins im Herrn. Tritt man in ein solches Haus, so merkt man es sofort: Hier weht Himmelsluft. — Die meisten Eltern denken nur daran, den Ihren möglich viel zu hinterlassen. Wie oft wird das Gut den Kindern zum Unsegen, ja zum Fluch. Hinterlaßt ihnen lieber einen frommen Sinn und sehet zu, daß eure Kinder in den Fußstapfen des Herrn wandeln. Dann haben sie das beste, das unvergängliche Gut, einen Schatz, den die Motten nicht verzehren und nach dem die Diebe nicht graben. Ausgew.

Die Leiden und Standhaftigkeit der Frommen und Märtyrer. (Fortsetzung.)

Es wurden zwei Weiber angeben und verklagt, weil sie ihre Kinder nach dem Gesetz Gottes beschneiden hätten lassen. Dann nahm man sie, als sie ihre Kinder an den Brüsten hatten, und warf sie über die Stadtmauer hinaus.

Die Tyranei war so groß über sie, daß sich viele aufmachten, verließen Haus und Hof, zogen hin in der Wüste mit Weib und Kind in die Höhlen und Steinklüften, wohneten daselbst mit den Ihren bei den wilden Tieren, und auf den Bergen aßen (sie) Heu und Gras, damit sie der Befleckung nicht teilhaftig würden.

Die Diener des Königs Antiochi suchten sie in der Wüsten, erschlugen Mann und Weib bis in die Tausend Personen. Einer aus den Fürnehmsten der Schreiber, ein alter, neunzigjähriger Mann, welcher, ob er schon dem Leib nach alt und kraftlos war, so ist doch sein Gemüt zur Redlichkeit noch jung, mutig und unverzagt gewesen, da er dem schändlichen König Antiochia nicht folget wider das Gesetz Gottes zu handeln, auch mit nichten nicht gleißen wollt, ist er deswegen durch Marter und Tod hingerichtet worden.

Darnach war eine Mutter mit ihren sieben Söhnen gefraget, ob sie wollte Schweinefleisch essen. Da sie es keineswegs wollt, mit Geiseln und Rinderriemen geschlagen, daß sie vom Gesetz Gottes abweichen sollte. Da sie sich aber dessen durchaus widerte (weigerte), ließ der gottlose König Antiochia einen nach dem andern hernehmen, die Hände über's Haupt abzunehmen, Händ' und Füße stimpeln, wurden also lebendig in den Pfannen geröstet ob dem Feuer und gepeiniget.

Die Mutter, das ehrliche, standhaftige Weib und Liebhaberin Gottes, sah ihre Söhne alle sieben in einer Stund sterben. Zuletzt nach den Söhnen ward auch sie getödtet; denn sie das Gesetz Gottes keineswegs verlassen wollt.

Also haben auch die Frommen im Alten Testament viel Trübsal und Bewährnis müssen erdulden von der gottlosen Welt und von seinem abtrünnigen Volk. Gott sandte zu ihnen durch seine Boten, aber sie verspotteten der Boten Gottes, verachteten das Wort, affeten seine Propheten, wie Paulus erzählt, sie haben Spott und Geißel erfahren, dazu Band' und Gefängnis. Sie sind gesteinigt, zer-

hauen, versucht, durch Schlacht des Schwertes gestorben. Sie sein umhergegangen in Pelzen und Gasfellen (Geis- oder Ziegenfellen), mit Mangel, mit Trübsal mit Uebeln; derer die Welt nicht wert war, sind irre gegangen in der Wüsten, auf Bergen, in den Klüften und Löchern der Erden.

Was geschahe, da Christus geboren war? Da wurde alsbald um seinetwillen von dem gottlosen König Herodes viel unschuldige Kindlein zu Bethlehem und an allen Orten des anstoßenden Landes getötet — alle Knäblein, die zweijährig und darunter waren; vermeint also das Kindlein Jesu darunter zu begreifen und auszutilgen.

Johannes, der Täufer, der Vorbote Christi, da doch unter allen, so von Weibern geboren sein, kein größerer Prophet nit aufgestanden ist, — ward von dem gottlosen König Herodes von wegen, daß er ihm sein Laster hatte angezeigt, in's Gefängnis geworfen, und aus Anstiften einer schändlichen Huren und Tänzerin mußte er enthauptet und hingerichtet werden.

Christus, der Herzog unsers Glaubens, unser einiger Heiland und Erlöser, ja das Lamm Gottes, das erwürget ist von Anfang der Welt, sagt zu seinen lieben Jüngern und Nachfolgern: „Siehe, ich sende euch wie die Schaf mitten unter die Wölfe. Sie werden euch überantworten in Trübsal und werden euch tödten. Es kommt aber die Zeit, daß wer euch tödten wird, wird meinen, er tue Gott einen Dienst daran. Wie auch der heilige Apostel Paulus sagt: Durch viel Trübsal müssen wir ins Reich Gottes eingehen.

Diesen Weg des Kreuzes und Leidens ist Christus vorangegangen, wie wir sehen, daß die Hohenpriester und Schriftgelehrten und Pharisäer, die doch meineten, sie verständen die heilige Schrift am allerbesten und wären derselben hoch erfahren, — wurden auch von Jedermann dafür gehalten: dennoch konnten sie Christum nicht kennen, sondern trugen großen Haß und Neid wider ihn aus Anregung der alten Schlangen, die ihr Werk hat in den Kindern der Bosheit. Wiewohl sie kein Uebeltat noch Ursach des Todes an ihn funden, suchten sie ihn von der Erden auszutilgen und aus dem Wege zu tun. Sie fürchteten, es würde ihrem Handel und Wandel zum Nachteil geraten, darum hätten sie nicht Ruhe, bis ihn Judas Ischariot gegen ihnen verrät und angab für dreißig Silberlinge.

Die waren kommen mit einer großen Schar, mit Spieß und Kolben und fingen ihn, nachdem ihre Zeit kommen war, und die Macht der Finsternis, führeten ihn für den Hohenpriester Hannas, von Hannas zu Caiphas, redeten falsches Zeugnis wider ihn und Lästerung, spien ihm in sein Angesicht und führeten ihn gebunden für den Landpfleger Pontio Pilato, verklagten ihn heftig, wie er sich selbst zu einem Sohn Gottes machet, wie er das Volk abwende und verführe mit seiner Lehr', mache Aufruhr im Volk, verbiete dem Kaiser den Schatzpfennig zu geben, und verdammen ihn alle.

Sie schrien mit Haufen, nur hinweg mit ihm, er soll gekreuzigt werden; läßt man diesen ledig, so verschuldet man des Kaisers schwere Ungnad.

Er ward von Pilato zu Herody geführt, von Herodi wieder zu Pilato geschickt. Sie legten ihm ein weißes Kleid an, verlachten ihn, wardt gegeißelt. Die Kriegsknechte legten ihm ein Purpurmantel an, setzten ihm eine Dornenkrone auf's Haupt, gaben ihm ein Rohr in seine Hand, bückten die Knie spottweis vor ihm, beteten ihn an und sprachen: Gott grüße dich, du König der Juden. Sie spien ihn an, nahmen das Rohr, schlugen ihn um's Haupt, verspotteten ihn auf's höchste, führeten ihn zur Schädelstatt, kreuzigten ihn mit den Mördern und Uebeltätern, gaben ihm Essig zu trinken mit Gallen vermischt. Als er schon am Kreuz hing, wurde er noch von denen, die fürüber gingen gelästert und geschmäht. Sie schüttelten die Köpfe, rümpften die Nasen und krümpften das Maul über ihn. Sie sprachen: Pfui dich! wie brichst du den Tempel Gottes und baust ihn in drei Tagen wieder auf. Bist du Gottes Sohn, so hilf dir; steig herab von dem Kreuz. Auch die Hohenpriester und Schriftgelehrten verspotteten ihn am Kreuz und sprachen: Er hat Gott vertrauet, der helfe ihm nun, so es ihm gefällt. Auch der Uebeltäter einer, so mit ihm gekreuzigt war, spottete sein. Jes. 53.

Also hat er den allerschmählichsten Tod erduldet um des Menschen Geschlechts willen, sie zu erlösen.

Nach seinen Leiden, als das Wort Gottes zunahm und die Zahl der Jünger groß war zu Jerusalem, da waren etliche Ungläubigen Stephanus zuwider, der ein Mann voll Glaubens und heiligen Geistes war, vermochten aber nichts, zu widerstehn seiner Weisheit und dem Geist. Wiewohl sein Angesicht vor dem Rat zu Jerusalem als eines Engels erschien, und er eine schöne Rechenschaft aus göttlichem Zeugnis mit gutem Grund ihnen fürlegte, half es doch nichts, sondern mußte versteinigt werden.

Es erhub sich auch eine große Verfolgung über die Gemein Gottes von den Juden, daß sie sich mußten in den Ländern Judäa und Samaria zerstreuen. Man suchte sie hin und her in den Häusern und zug herfür Männer und Weiber, und wurfen sie ins Gefängnis.

Nachdem die Apostel Jesu Christi ihrer Lauffsendung nach in alle Welt auszogen, das Evangelio zu predigen und die Buß zu Gott, daß, wer glaubet und getauft wird, der wird selig werden, — schreiben die Historien, wie sie alle mit greulicher Martern und Pein von der Welt hin und wieder sein hingerichtet worden um des Zeugnisses Jesu Christi willen.

Jakobus, der Größere, ein Bruder Johannes, ward von Herodes, dem Könige, mit dem Schwert hingerichtet, Ap. 12. Petrus, der Apostel, sei gekreuzigt, sein Haupt unter sich gekehret, und sein Weib lebendig vergraben. Andreas, ein Bruder Simon Petri, ein Fischer aus der Stadt Bethsaida und der Apostel Jesu Christi, ist an ein Kreuz gebunden und daran ertödtet worden. Johannes, der Apostel und Evangelist, ward unter Daminiono Vespasiano in ein siedend Oel gesetzt, auch Gift in ein Kelch zu trinken geben, als ihn aber nit schaden, ist er in die Insel Patmus in die Verbannung geschickt worden, da er seine Offenbarung vom Herrn empfangen gesehen und beschrieben hat. Darnach, da der Kaiser Domitianus gestorben, ist er wieder aus der Insel kommen gen Epheso, da ist er in dem Herrn entschlafen.

Philippus, ein Bruder Nathaniels, auch an ein Kreuz geheftet und ertödtet. Bartholomäus, welcher von edlem Geschlecht und Stamm gewesen, wardt die Haut abgezogen bis an den Hals, daß er seine Haut am Arm trug, und ist zuletzt enthauptet worden. Jakobus Justus der Kleinere, ein Apostel und Bruder des Herrn, wie ihn die Schrift nennt, ist zu Jerusalem mit einem Wollbogen oder Färberriegel zu Tod geschlagen, zuvor über die Zinne des Tempels, da er Christum predigte und bekennete, hinuntergestürzt.

Simon Zelotes, ein Bruder Jakobus und Judas, ist mit einer Säge von einander geschnitten worden. Judas Tadäus, ein Bruder Simons und Jakobus, ist mit einem Kolben zu Todt geschlagen. Matthias, der anstatt Judas Ischariot zum Apostel erwählt, ist mit einer „Helopart" oder mit einer Achs (Art) zu Tod geschlagen. Matthäus, der Evangelist, ist durch die Priester der Abgötter ein Strick an den Hals geworfen worden, zerschlepft, erwürget und also umkommen. Paulus, den Apostel, ließ der Kaiser Nero sein Haupt abschlagen.

Also setzen die alten Historischreiber, daß sie ihr End haben genommen, in der Welt die Lehr und Zeugnis Jesu Christi mit ihrem Blut bezeugen müssen. Man hieß sie dazumal nicht die Heiligen, sonder Ketzer, Aufrührer und greuliche Verführer. Sie wurden alle unter den Namen der ärgsten Sekten und Verführer hingerichtet von der Welt, wie es noch heute den Zeugen Jesu Christi gehet von denen, die sich selbst „Christen" rühmen, gleich wie sich die Juden auch rühmeten, Nachfolger (Mose zu sein? Ed.) und töteten sie die Knechte Gottes, seine Propheten, ja Christum selbst und seine Apostel. Die Verfolger waren hierinnen nicht besser, dann die unwissenden Heiden. Aber ihre Strafen und Urteil sind ihnen auch nachgefolget. Man sollt anzeigen, wie in Eusebius, dem alten Kirchenhistorye-Schreiber, gelesen wird von unerhörter Marter und Pein, so den Christen zu der Apostelzeit und nach ihrer Zeit angelegt worden ist von den gottlosen römischen Kaisern und ihren Amtleuten. Wie man in Asia, Arabia, Aegypten, Palästina und andern Ländern durch Feuer, Wasser und Schwert sie hat hingerichtet, gespießet, gehenket und ertränkt, erwürget mit großen Haufen, auch den reißenden Tieren fürgeworfen.

Wenn man dann sollt erzählen, was hernach das Mord-Kind, der Papst, und sein Hofgesind um's Glaubens willen in Teutschland unschuldiges Blut vergossen hat; denn es bei ihnen dahin kommen ist, wer sich unterstanden hat oder noch untersteht, wider die römische Kirchen oder den Papst zu reden, der ist bald als ein Ketzer verurteilt, hat mit dem Schwert, und Brand müssen hingerichtet werden, daß man unter keinem Volk von Anfang dergleichen that, solche Tyrannei und Blutvergießen findet, als bei der sogenannten christlichen Kirchen des Papstes, der Hur von Babilon, die herein reitet auf dem grimmigen, siebenköpfigen Tier. Eine Mutter der Hurerei und aller Greuel auf Erden, welche voll und trunken ist vom Blut der Heiligen, der Zeugen Jesu Christi.

Ist es nicht ein Jammer über alle Jammer, ja ein schwere Plag, daß die Welt durch ihre Bosheit und Schalkheit so blind, finster und verderbt ist? Wer ihr Bestes suchet, den mögen sie gar auf Erden nit dulden. Die Propheten haben ihr Bestes gesucht; sie hat's nit leiden können. Also auch Christus und seine Apostel haben ihr Heil und Seligkeit gesuchet; die haben sie auf Erden nicht leiden können, aber wer die Welt äffet an Leib und Seele; wer ihnen Fried zusaget, da kein Fried nit ist; wer ihnen die Ohren juckt: das sein ihre liebe Kinder, das sind ihre geistliche Herren und Seelsorger, vor denen ziehen sie das Hüt'l (kleiner Hut) ab, wenn ihnen gleich Weib und Kind durch sie geschändet wird und ihnen, wie den Pharao und seinen Knechten, gar auf den Kopf steigen, so kann's die Welt doch leiden, denn sie sind eines Geistes.

Fortsetzung folgt.

Wie die Mennoniten in Virginien dem Grundsatz von der Wehrlosigkeit während des Bürgerkrieges von 1861—1865 treu geblieben sind.

(Aus „Der Mitarbeiter")

Der Staat Virginien hatte schon eine Reihe von Jahren vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges eine stramme militärische Organisation, eine Staats-Miliz, unterhalten, und jeder gesunde Mann, der nicht anderweitig davon entschuldigt war, mußte sich in Friedenszeiten jedes Jahr zu einer viertägigen Waffenübung einstellen. Die Ausnahmegesetze, die damals bestanden, gaben unsern Brüdern keine Gelegenheit, sich diesem Dienst zu entziehen, außer sie zahlten 50 Cent Strafe für jedes Fernbleiben von der Waffenübung. Diese Strafe wurde aber mit seltenen Ausnahmen immer gezahlt, und so blieben unsere Brüder dem Grundsatz von der Wehrlosigkeit treu und ließen die Aufforderung zur Waffenübung unberücksichtigt.

Aber mit dem Ausbruch des Krieges bekamen die Wehrgesetze eine andere Bedeutung für die Brüder und stellten bald die Treue derselben gegen ihre Kirche hart auf die Probe. Zuerst kam der Befehl, daß die ganze Miliz ins Feld rücken solle. Diejenigen von unsern Brüdern, deren Namen sich auf der Stammrolle befanden, konnten sich jetzt nicht mehr dadurch frei machen, daß sie ihre Strafe bezahlten, sondern sie mußten sich einreihen lassen oder sie wurden als Deserteure behandelt.

Es war eine Zeit großer Not für die Gemeinde. Was sollten sie angesichts dieser Umstände tun? Blieben sie zu Hause, so durften sie sich gewärtigen, früher oder später vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen zu werden. Gingen sie freiwillig zum Heere und stellten sich in Reih und Glied zum Kampfe, so wurden sie untreu gegen ihre Kirche. Als es zur wirklichen Probe kam, traten einige der jungen Brüder mit den ersten Freiwilligen in das Heer, andere aber versteckten sich in den Bergen und Wäldern und besuchten von ihren Verstecken aus öfters während des Dunkels der Nacht ihre Angehörigen, während wieder andere — wie auch diejenigen, welche später im Herbst des Jahres 1861 eingezogen wurden — unter Protest in die Armee eintraten und es untereinander und mit ihren Angehörigen daheim abmachten, daß sie nicht schlagen und auch nicht schießen würden. Obgleich diese Brüder in der Armee dienten und in der Schlacht bei Winchester und bei Harpers Ferry waren, so blieben sie doch ihrem Versprechen treu. Natürlich wurde dies den Offizieren bald angezeigt, und als sie darauf stehen blieben, daß sie keinem Befehl zu schießen Folge leisten würden, wurde ihnen gedroht, daß sie vors Kriegsgericht gestellt und erschossen werden würden. Da diese Drohung sie durchaus nicht wankend machte, so wurde mehreren von ihnen andere Arbeit zugewiesen: die einen mußten Köche, die andern als Fuhrleute oder als Krankenwärter dienen.

Wenn das Heer Ruhe hatte und sie vom Dienst abgelöst waren, so pflegten sie zusammenzukommen und sich durch das Singen ihrer Kirchenlieder, wie sie es daheim getan hatten, zu stärken. So war es nichts Seltenes, daß die Soldaten aus einem Zelte oder aus einer Ecke des Lagers ernste Lieder anstimmten wie: „Will ich des Kreuzes Streiter sein."

Als das Heer im Winter des Jahres 1861 — 62 vor Winchester im Winterquartier lag, wußten beinahe alle Brüder es fertig zu bringen, daß sie zu den Ihrigen zurückkehrten. Aber mit dem Beginn des Feldzuges von 1862 erging der Befehl von der Regierung der Südstaaten, daß alle waffenfähigen Mannspersonen zwischen 18 und 45 Jahren sich zur Front begeben sollten. Da dieser Befehl für alle galt, so war hier kein Ausweichen möglich; von der Kirche wurde aber ein Befolgen dieses Befehls als gleichbedeutend mit einem freiwilligen Eintritt in das Heer angesehen. Dem Drange der Verhältnisse nachgebend und von der Begeisterung ihrer Umgebung mit ergriffen, folgten einige der jungen Brüder dem Aufgebot und ließen sich einmustern. Bischof Coffmann aber nahm eine entschiedene Stellung ein und erklärte von der Kanzel aus, daß ein Mennonit nicht im Heer dienen und zu gleicher Zeit ein treues Glied in der Gemeinde sein könnte, und daß unsere Leute trotz ihrer Stellung gegen die Sklaverei in dem gegenwärtigen Kampfe neutral bleiben müßten.

Jetzt brach erst so recht die schwere Zeit für die Mennoniten an. Eine Anzahl der Brüder suchten wieder ihre früheren Verstecke auf; andere blieben daheim. Gegen Bischof Coffmann wurden von einigen hohen Militärspersonen wegen seiner freimütigen Erklärungen Drohungen gemacht. Ein Hauptmann ließ sogar ankündigen, daß er mit seinem Regiment kommen würde und Bischof Coffmann und alle seine waffenfähigen Glieder in seine Armee nehmen. Dies beunruhigte natürlich die Brüder sehr. Bruder Coffmann hielt es für das Beste den Staat auf einige Zeit zu verlassen, und es gelang ihm glücklich durch die Linie zu kommen und die Gemeinde in Maryland und Pennsylvanien zu erreichen, wo er sich so lange aufhielt, bis die feindliche Stimmung gegen ihn in seiner Heimat sich soweit gelegt hatte, daß er wieder zu seiner Familie zurückkehren konnte.

Unterdessen hatten sich mehrere Brüder mit ihren erwachsenen Söhnen und anderen, die damals noch nicht Glieder der Gemeinde waren — im ganzen ungefähr 70 Personen — miteinander verständigt und kamen an einem bestimmten Platze, nicht weit von den Bergen zusammen. Hier beschlossen sie alle zusammen über die Berge nach West Virginien, Ohio und anderen Staaten zu flüchten und dort bis zum Ende des Krieges zu bleiben. Die Prediger, die zurückblieben, wurden nicht belästigt, aber einige der Brüder die sich in der Nähe ihrer Wohnung versteckt hielten, wurden entweder plötzlich abgefaßt oder von der Streifwache des Generalprofosses aufgesucht und gewaltsam in die Armee gesteckt oder ins Gefängniß nach Harrisonburg geführt. Merkwürdigerweise blieben einige Brüder, die noch im militärpflichtigen Alter waren, während dieser ganzen unruhigen Zeit daheim und ihnen wurde nichts, während andere, die sich versteckt hatten, aufgespürt und wie das Wild des Waldes gehetzt und verfolgt wurden. Besonders wurden die scharf aufs Korn genommen, die, nachdem sie einmal der Armee eingegliedert waren, später desertierten. Wer sich von Anfang an dem Einreihen in die Armee zu entziehen gewußt hatte, wurde lange nicht so viel belästigt. Diejenigen, die den Aufspürern entgingen, campierten hoch oben in den Bergen und schlichen sich hin und wieder nach ihren Wohnungen zurück, um sich Lebensmittel zu holen. Andere schlüpften, wenn

Gefahr herannahte, durch eine Falltür, die dann mit Teppichen und Bettzeug zugedeckt wurde, in ein Versteck unter dem Fußboden ihrer Wohnung, so daß die Häscher nichts finden konnten; und von manchen Fällen wird erzählt, wo nur ein Brett und eine Decke zwischen dem Flüchtling und seinem Verfolger war.

Jene Siebenzig, welche sich im Frühjahr des Jahres 1862 aufmachten, um über die Berge zu flüchten, wurden am zweiten Tage nach ihrer Abreise von einem Trupp Kavallerie der Südlichen bei Petersburg in West Virginien eingeholt und gefangen genommen. Man führte sie etwa sechzig Meilen südöstlich von Staunton, von wo sie auf der Eisenbahn nach Richmond, der Hauptstadt der Südlichen, transportiert wurden. Mit Ausnahme von zweien wurden sie hier alle in dem berühmten Libby Gefängnis eingekerkert. Die zwei Brüder, die nicht eingekerkert wurden, waren den Häschern entwischt; sie eilten sogleich heim und erzählten dort das Schicksal ihrer Genossen. Wenn es diesen nicht gelungen wäre zu entkommen, so hätte man daheim vielleicht lange nicht erfahren, was geschehen war, und die Brüder hatten vielleicht viel länger im Gefängnis schmachten müssen, ehe etwas für sie getan worden wäre.

Dies war eine sehr ernste Zeit, und brünstige Gebete um Hülfe stiegen zu Gott empor. Nachdem die Aufregung und die Besorgnis wegen der Brüder sich etwas gelegt hatte, kamen die Glieder der Gemeinde zusammen und berieten, was zu tun sei.

Man wandte sich an einige Beamte der konföderierten Regierung, die etwas mit den Mennoniten und deren Lehre bekannt waren und legte ihnen die Sache vor. Mit Hülfe des mennonitischen Glaubensbekenntnisses, von welchem ihnen eine Abschrift überreicht wurde, vermochten diese Beamten den Kongreß der Konföderierten davon zu überzeugen, daß die Väter und Söhne unserer Leute, die sie jetzt als Gefangene hielten, durchaus keine Feinde der Regierung sondern friedliebende Leute seien, und daß der einzige Beweggrund für das Verlassen ihrer Heimat die Beeinträchtigung ihrer religiösen Freiheit war.

Nach dieser zufriedenstellenden Erklärung fühlte sich der Kongreß bewogen, ein Gesetz zu passieren, wonach nicht nur die Mennoniten, die im Gefängniß waren, befreit wurden, sondern auch diejenigen, die in der Armee dienen mochten, sowie diejenigen, die sich zu Hause versteckt hielten. Dies Gesetz verfügte, daß alle Personen, die sich aus religiösen Gründen zur Friedenslehre bekannten, wie die Mennoniten, die Tunker, die Quaker und die Nazarener, in den konföderierten Staaten vom Militärdienst befreit sein sollten, wenn jede waffenfähige männliche Person aus solcher religiösen Gemeinschaft fünfhundert Dollar in die Staatskasse zahlte. Nachdem dieses Gesetz passiert war, wurde die erforderliche Summe sobald als möglich zusammengelegt und ein Bruder aus der Gemeinschaft wurde beauftragt, nach Richmond zu gehen, es dort einzuzahlen, und darnach zu sehen, daß die Brüder aus dem Gefängnis befreit wurden, in dem sie schon sechs Wochen geschmachtet hatten, und wo alles voller Unrat und Ungeziefer war und wo sie nur Hungerskost bekamen.

(Schluß folgt.)

„Freiheitzeit."

Wenn wir bedenken, was T. S. v. Bragt über die Freiheitzeit schreibt, so drängt sich uns die Frage auf, ob es gegenwärtig und vorzüglich unter uns, besser aussieht. „Siehe die Wollust!" sagte Bragt, „welche schon die erste Welt verderbte, auch bei uns vorhanden." Auch spricht er ferner über die vielen großen, köstlich geschmückten Häuser und in naher Beziehung zu denselben, über die Kleiderpracht nach der Mode der Welt. Große Mahlzeiten, überflüssige Gast- und Hochzeitsmahle, wie überhaupt alle Dinge dieser Art, sind als Beweise eines wollüstigen und üppigen Herzens anzusehen. Diesem fleischlichen Leben aber ist nimmer eine Verheißung der Seligkeit ergangen, sondern Bedrohungen des Zornes und der Ungnade Gottes sind gegen dasselbe gerichtet, und Verdammniß gegen dasselbe in den gesegneten Blättern des Wortes Gottes ausgesprochen. O, wie weit verschieden ist dies Leben von dem eines wahren Christen, welcher sich selbst und seinen Lüsten entsagt hat!

Die Bemerkung des Verfassers des Märtyrerspiegels sind vortrefflich und besonders der gegenwärtigen Zeit angepaßt; doch leider legt diese Zeit wenig Werth auf derlei Bücher und ist geneigt sogar die theure Bibel unbeachtet zu lassen — hat sie vielleicht nicht einmal im Hause. Man hat an deren Stelle andere Bücher, wie z. B. das biblische Lexikon, welche, außer einem schönen Titel, durch ihre sonstige Tendenz das Ansehen der Bibel nur gefährden. Außer diesen gibt es eine Menge Bücher, die man dem jetzigen Zeitgeiste angemessener erachtet, die aber die liebe Bibel im Staube verscharren wollen. Satan flüstert uns zu, es sei nicht unrecht solche Bücher und Blätter zu lesen; und ich fürchte er findet manches willige Ohr.

Durch diese kurzen Andeutungen wollte ich die Aufmerksamkeit der Leser des Herolds auf die Worte im Märtyrerspiegel lenken, damit sie ernstlich prüfen mögen, was darin über die jetzige Freiheitzeit und über die Wollust in Speise, Kleidung, Häuserschmuck u. s. w. geschrieben ist. Büchner sagt in Bezug auf den Kleiderstolz, daß derjenige welcher sich demselben hingibt, dem Diebe gleicht, der, nach erhaltener Begnadigung, mit dem Stricke Stolz treiben wollte, den er sein Lebenlang als Kennzeichen seines Verbrechens am Halse tragen muß. Da hat Büchner mit groben Worten fein getroffen!

Sollte dieses einfältige, plumpe Schreiben in den Herold aufgenommen werden, so hoffe ich, es werde Niemand verdrießen; ich glaube daß Zeit und Umstände ungeschmückte Rede nötig machen, und da ich von Büchern gesprochen habe, so will ich noch hinzufügen, daß nach meiner Wahrnehmung viele Eltern ihren Kindern eher eine Taschenuhr, einen Sattel oder dergleichen anschaffen, als eine Bibel, ein Liederbuch oder den Märtyrerspiegel.

F. S.

(Das Obige haben wir dem „Herold der Wahrheit," im Jahre 1875 erschienen, entnommen, und manches darin Berührte ist auch heute noch zu erwähnen als solches, das anders sein sollte. Das Buch „Märtyrerspiegel" ist, wie die Leser wissen, wieder in neuer Auflage erschienen und hier zum Preise von $5.00 zu haben. In letzter Zeit sind von verschiedener Seite Anfragen gemacht worden, ob dies Buch hier zu haben sei und ob es in der neuen Auflage illustriert sei. Zu haben ist es, wie oben bereits erwähnt, aber illustriert ist es nicht. Das Buch ist aber auch ohne die Abbildungen wichtig zu lesen und leicht verständlich und der Preis desselben ist verhältnismäßig niedrig. — Editor.)

Auf der Eisenbahn.

Der Mitteilung eines Eisenbahnbediensteten entnehmen wir folgendes: Eines Morgens las ich in Prälat Kapfs Gebetbuch, ehe ich von Hause fortging, meinen Morgensegen, wobei mir das Wort besonders wichtig wurde: „Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen." Ich bewegte es den Tag über im Herzen, und am Abend fand ich auch eine Gelegenheit, darnach zu tun. Mein Dienst war heute zu Ende, und ich durfte als freier Passagier nach Stuttgart zurückreisen. Als ich in Calw einstieg fiel mir ein wohlbetagtes, bresthaftes Mütterlein auf, welches sehr betrübt da saß. Alsbald kam mir der Gedanke: zu der Frau mußt du dich hinsetzen! Ich öffnete das Gespräch mit ihr auf die nicht mehr ungewöhnliche Weise, indem ich frage, wo sie hinreise? „Nach Stuttgart in die Rotebühlstraße!" sagte sie unter Weinen und berichtete, sie sei fehlgefahren; sie hätte sollen über Eutingen fahren, jetzt habe ich kein Geld mehr, weil es über Calw mehr gekostet habe; sie sei auch noch nie in Stuttgart gewesen und wisse sich nun nicht zu raten und zu helfen. Ich tröstete sie, so gut ich konnte. In Stuttgart angekommen, nahm ich ihr Bündel und ging mit ihr zur Straßenbahn, wo ich die Fahrt nach der Rothebühlstraße für sie bezahlte. Da rollten ihr die Tränen aus den Augen bei ihrem „Vergelt's Gott". Ich hätte nicht viel Geld genommen, wenn ich mich nicht zu der armen Frau hingesetzt hätte!

Wir lernen hieraus mancherlei: 1) Man findet auf der Eisenbahn bisweilen Gelegenheit, einem armen Menschenkind etwas zu sein oder zu tun. 2) Wenn man jemand etwas sein oder tun kann, fällt ein

reicher Segen auf einen selbst zurück; das macht fröhliche Leute, die da wissen, daß ihr Leben einen Zweck hat; wer andern eine Freude machen kann, wird viel fröhlicher seine Straße ziehen, als wer nur für sich selber lebt und die eigene Bequemlichkeit und Behaglichkeit zur obersten Richtschnur seines Denkens und Tuns erkoren hat. 3) Unter den Eisenbahnbediensteten, die so mancher wie bloße Nummern oder nur wie dienstbereite Maschinen zu behandeln geneigt ist, findet sich oft ein gar feines Gefühl und Verständnis für das, was sich schickt und Gott wohlgefällig ist. Darum sei auch gegen solche Männer in deinem Betragen anständig, und erschwere ihnen den oft sauern Dienst nicht noch mehr durch anmaßendes und anspruchsvolles Benehmen!

W. b. I.

Gehe hin und tue desgleichen.

Schon seit vielen Jahren kommt der Handelsmann X. aus der Grafschaft Hohenstein nach Bremen und verkauft Leinwand. Mit dem bekannten blauen Pakken geht er von Haus zu Haus, von einem Kunden zum andern. Wenn man den Mann auf der Straße gehen sieht, meint man, daß er nur einzig und allein für sein Geschäft lebe, und daß ihm alles andere gleichgültig sei. Dem ist aber nicht so; er kennt auch höhere Interessen. Eines Sonntagsmorgens, als die Glocken zur Kirche läuten, denkt er: Du bist sechs Tage von einer Straße zur andern gegangen und hast für dich gesorgt. Es ist nicht mehr als billig, daß du heute auch an den lieben Gott denkst und ihn in der Kirche anbetest. Im Begriff, den Weg dorthin anzutreten, trifft er in der Wirtsstube, die er durchschreiten muß, zwei Bekannte beim Billardspiel. „Na, wo wollen Sie denn hin?" fragte der eine Spieler. „Ich will zu meinem Herrgott in die Kirche." „Sie wollen zu Ihrem Herrgott? Es gibt ja gar keinen Gott." „Ja, wenn Sie mir das klipp und klar beweisen können, so bleibe ich zu Hause und spiele mit Ihnen Billard. Ich ersuche Sie aber um sichere Beweise!" Da meinte der Bekannte nach einer längeren Verlegenheitspause: „Nun, so genau kann ich das nicht beweisen." „Wenn Sie das aber nicht beweisen können, was halten Sie mich denn auf!" „Na, es mag ja auch wohl einen Gott geben!" Da drückte der Handelsmann das Gesangbuch fester an sich und schritt zur Türe hinaus.

Am Nachmittage suchte der Spötter unsern Freund auf und sagte zu ihm: „Lieber X., Sie sind ein besserer Mensch als ich und wahrscheinlich auch glücklicher. Hätte ich Ihre Anschauung schon früher geteilt, es stände auch besser mit mir."

Merke: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater! — —

Im Frühjahr des Jahres 1890 war X. wieder auf einer Reise nach Bremen begriffen. Schon war der Zug in Achim, einer der letzten Stationen vor der alten Hansestadt, angekommen und alle Reisenden waren froh, daß die anstrengende Fahrt bald zu Ende sei. Da erklärte der Schaffner einem schmächtigen Jungen, der kaum konfirmiert zu sein schien, daß er hier den Zug verlassen müsse, wenn er die Weiterfahrt nicht bezahlen könne. „Ach, lieber Gott," schluchzte der Knabe laut, „bring mich doch nach Bremen!" Unser Leinwandhändler hörte aus den Worten die helle Herzensangst des Jungen heraus und erklärte sofort, den geringen Betrag gern bezahlen zu wollen. Nun erzählte der kleine Passagier, daß er in der Nähe von Gotha zu Hause sei, Vater und Mutter verloren habe, und den lebhaften Wunsch hege, nach Bremen zu kommen, da er hoffe, dort Arbeit als Tischler zu finden. Unser Freund nahm ihn mit in sein Gasthaus, versorgte ihn mit Speise und Trank und bezahlte auch noch das Bett für ihn. Am andern Morgen brachte er ihn zu einem bekannten Tischlermeister, dem er mit warmen Worten die Bitte ans Herz legte, den verwaisten Knaben doch in sein Geschäft und Haus aufzunehmen. Der Meister erklärte sich dazu bereit, obwohl er keinen Lehrling nötig hatte. Der Bursche hatte ein dankbares Herz und besuchte seinen Wohltäter jedesmal, so oft dieser nach Bremen kam, und mit Vergnügen bemerkte letzterer, daß sein Schützling mit Leib und Seele an seinem Handwerk hing. Diese Besuche hielten so lange an, solange der Bursche in der Lehre war; dann hörten sie auf, und unser Händler konnte nur ermitteln, daß jener nach seiner Gesellenprüfung abgereist sei, aber wohin, wußte niemand. Viele Jahre waren seit dieser Zeit ins Land gezogen, und der Leinwandhändler hatte nicht wieder von ihm gehört. Die Erinnerung an das Erlebnis erblaßte nach und nach, und schließlich hatte er es fast vergessen.

Am September vorigen Jahres saß X. im Wartesaale des Bahnhofes zu Hannover und verzehrte einen Imbiß, den ihm seine sorgsame Hausfrau auf die Reise mitgegeben hatte. An einem benachbarten Tische saß ein großer, stattlicher Mann mit seiner Familie, die aus der Frau und zwei allerliebsten Mädchen bestand. Alle waren gutbürgerlich gekleidet, sauber und nett, doch ohne jede Ueberladung. Der Fremde blickte unverwandt auf den Handelsmann und ließ geraume Zeit kein Auge von ihm. Endlich ging er mit erregten Schritten auf ihn zu und sprach: „Um Vergebung! Wohin reisen Sie? " „Nach Bremen." „Reisen Sie schon lange dorthin?" „Seit 29 Jahren." „Wo logieren Sie da?" „Da und da." „Und wie heißen Sie?" „So und so." Da breitete er die Arme aus, umschlang den Gefragten und herzte und küßte ihn. „Endlich habe ich Sie wiedergefunden, Sie mein Engel, mein Retter," rief er in großer Erregung aus. Der freundliche Leser hat bereits erraten, daß es der verschollene Tischler war, der seinen Wohltäter nach vielen Jahren wiedergefunden hatte. Unter Lachen und Weinen erzählte er, wie es ihm seit seiner Lehrzeit ergangen war. Er besaß eine gutgehende Tischlerei in einer größeren Stadt Schleswig-Holsteins und hatte jetzt in Begleitung seiner Familie die Gräber seiner Eltern zum ersten Male seit 17 Jahren besucht. Man kann sich denken, daß die Frau sich in herzlichen Worten dem Dank ihres Mannes anschloß. Es war ein Wiedersehen, an dem selbst die Engel des Himmels ihre Freude hatten. Durch eine sonderbare Fügung mußten sich die beiden Männer nach langen Jahren wieder begegnen, die sich vormals so nahe standen. Beide wollten mit dem nächsten Zuge abreisen und trafen sich in der kurzen Wartezeit zu Hannover.

Beide Männer waren hochbefriedigt von dem Wiedersehen, ganz besonders aber war es unser Leinwandhändler, denn jetzt wußte er, daß seine Bemühung gute Früchte getragen hatten. Nun wird mancher sagen, daß der Mann doch nichts Erhebliches getan habe. Gewiß nicht — aber, lieber Leser, hast du für den notleidenden Nächsten getan, was jener, der auch nicht mit Glücksgütern gesegnet ist, getan hat? Die Antwort mußt du dir selber geben. Solltest du es aber bis jetzt unterlassen haben, so beachte das Heilandswort: Gehe hin und tue desgleichen!

Vereinigte Staaten

California.

Reedley, California, den 9. Oktober 1917. Werter Editor der Rundschau! Ich will noch einmal bitten, einige Zeilen von mir in die Rundschau aufzunehmen, weil ich kürzlich in der Rundschau von einer Operation wegen Bruch an einem Kinde las. Nun möchte ich die werten Leser noch einmal auf das Rezept aufmerksam machen, welches ich vor mehreren Jahren an die Rundschau geschrieben hatte, das Rezept, Eieröl zu machen. Einige Monate nachdem das Rezept in der Rundschau erschien, schickte eine Frau, ich denke, sie war von Kansas, dasselbe Rezept noch einmal an die Rundschau und schrieb, es möchte doch beachtet werden, denn das habe ihren Bruch geheilt und auch andere in ihrer Nachbarschaft. Damals hatte ich damit noch nicht viel Erfahrung gemacht, aber jetzt kann ich schreiben, daß schon mehrere, für die ich das Oel zubereitet habe, vom Bruch ganz geheilt sind. Weil es etwas schwer zu gewinnen ist, lassen sie sich das lieber von mir machen.

Zur Bereitung des Oels muß man bloß das Gelbe von den Eiern nehmen, eine reine Pfanne auf heißem Feuer tun, wenn die Pfanne erst heiß wird, dann die Eier hinein tun und sie dann öfters rühren und so lange braten bis es Oel gibt. Die Masse wird fast schwarz, ehe es Oel gibt. Dann wird es ausgepreßt. Zu einer Unze Eieröl mache ich einen Teelöffel Terpentnöl bei und ein Stück Kampfer, ungefähr so groß wie eine weiße Bohne.

Alle, die hier geheilt worden sind, sind mit einer Unze geheilt worden. Ich wün-

sche, ein jeder würde das erst versuchen, ehe er zu einer Operation geht, denn die kostet immer so viel. Ich bin bereit, es für einen jeden, der es nicht selbst machen kann und es wünscht, zu machen. Ich nehme zwei Dollar für die Unze, denn die Eier sind sehr teuer, und das gibt nur wenig Oel. Aber das ist ja gar nichts gegen eine Operation. Das Oel ist auch für irgendwelche andere Geschwüre gut, und ich habe schon allerlei damit geheilt, nachdem ich schon anderes versucht und nichts geholfen hatte. Wenn ich erst mit dem Eieröl anfange, dann ist bald alles besser. Zu solchem kann aber Terpentin auf die Hälfte genommen werden.

Ich muß noch berichten, daß die große Konferenz wieder zur Vergangenheit gehört, nur schade, daß wir nicht auch mit dabei sein konnten. Wir waren nämlich gerade in der drocken Obsternte, so mußten wir uns damit begnügen, wenn wir abends hinfahren konnten. Uns ist besonders wichtig geworden, was uns die Missionare erzählt haben, und ganz besonders noch, was Schw. P. W. Penner zu den Frauenversammlungen sprach, hat uns alle zu Mitleid bewegt. Sie freute sich sehr, daß wenn sie jetzt wieder erst heim kommen würden, sie sich dann noch ein paar Kühe kaufen könnten. Denn sie sagte, sie hätten manchmal bis sechs kleine Kinderchens, und dann fehlt ihnen die Milch so sehr. Eine Gemeinde in Kansas hat Geld zusammengelegt, damit sie sich Kühe kaufen können. Wir sind hier jetzt im Geldsammeln, damit sie ihren Brunnen können tiefer graben, daß er im Sommer genug Wasser hält; denn das Flußwasser ist so ungesund. Wie schön würde es sein, wenn einige Gemeinden so viel sammeln würden, daß Penners ein Auto haben könnten. Sie sagte, sie wollten das auch gar nicht zu Lustfahrten brauchen, bloß zum Allernotwendigsten, wenn sie zu Kranken gerufen würden, daß sie dann schneller Hilfe bringen könnten. Sie würden schon sehr mit einem Ford zufrieden sein. Ich denke, wenn mehrere Gemeinden zusammengingen, würde das gar nicht einmal so sehr anstrengend sein, soviel für einen Ford zusammenzubringen. Der liebe Gott wird alles vergelten, was wir liebend getan. (Wir glauben auch, daß es nicht schwer fallen sollte, solche Summe zusammenzubringen, wenn die Ueberzeugung mehr allgemein wäre, daß das Automobil dort auf dem Missionsfelde ein dringendes Bedürfnis sei. Wir hören zum ersten Mal von dem Wunsche der Geschw. Penner, ein solches Fuhrwerk zu besitzen. Wenn alle diejenigen unserer Leser, die Geschw. Penners gesehen und gehört und sich für diese Sache interessiert haben, jeder einen Vierteldollar zu diesem Zweck beisteuerten, so dürfte es schon ein nettes Sümmchen geben. Und wir hoffen, daß manche leicht mehr geben könnten, ohne es besonders an ihrer Kasse zu fühlen. Ed.)

Der Krieg hat auch hier schon eine manche Träne ausgepreßt. Ein mancher Jüngling hat in letzter Zeit seinen Lieben müssen Lebewohl sagen. Unser Wunsch und Gebet ist, daß der Herr bald möchte den Krieg zu Ende bringen.

Sarah und C. H. Warkentin.

Kansas.

Cimarron, Kansas, den 12. Okt., 1917. Liebe Rundschau! Philipper 4, 7 zum Gruß an den lieben Editor und alle Leser.

Mein unverständliches Schreiben in No 41 der Rundschau ist der Anlaß zu diesem Schreiben. Dort gab ich den lieben Lesern zu verstehen, daß die Kriegssachen durch die drei eben von Washington, D. C., zurückgekommenen Dienern der Gemeinde Sonntag nachmittag, den 8. Juli, in Lone-Tree vorgelegt wurde. Die Sachen wurden nur von den zwei letztern hervorgehoben; der erstere (F. C. Fricke) war nicht zugegen. Die Leser sind gebeten, meine Unvollkommenheit zu entschuldigen.

Letzte Woche war Tilda Dirks, Greensburg, Kas., hier bei ihrer Schwester Ben. W. Köhnen auf Besuch. David J. Wedels verweilen noch immer bei ihren Eltern (die Eltern seiner Frau) nahe Pond Creek, Okla., wo sie zur Ernte hingingen. Die Witterung ist noch immer trokken mit schon einigen Nachtfrösten. Die Leute sind am Weizensäen und Futterschneiden mit dem „Header" und Kornbinder und warten auf Regen.

Ben. W. Köhnen ihr 8jähriger Sohn (Frank) ist in einer kritischen Lage. Der Arzt konstatierte, „Diabetes" (Zuckerkrankheit) und man hat nur schwache Hoffnung auf besser oder gesund werden. Auch einer von Andr. B. Ratzlaffs ihren Jungen soll, so wie ich gehört habe, krank sein.

Andrew B. Unruhs, Montezuma, Kas., statteten uns heute nachmittag einen kurzen aber sehr lieben Besuch ab. Schade, daß ich nicht zuhause war. Danke dir, lieber Schwager, für den freundlichen Gruß. Kommt wieder! Der erstgesäte Weizen ist schon auf, aber leidet infolge der Dürre. Die Aussichten für eine Ernte sind gegenwärtig nicht die besten, aber es kann sich ja schnell ändern. Heute scheint die Sonne, aber morgen kann schon der Regen triefen.

In großer Schwachheit zeichnet sich euer Mitpilger zur Ewigkeit.

J. B. Köhn.

Minnesota.

Aus Sued-Carson, Minnesota. Ich sollte wohl mit einem Haufen von Entschuldigungen kommen, weiß aber nicht, ob es mir helfen wird. Ich glaube aber doch, daß ich dazu einen guten Grund habe, denn ich machte eine Reise nach Montana, und da ist meine Zeit geblieben, die ich sonst sollte verwenden zum Schreiben eines Berichts für die Rundschau. Jetzt bin ich zuhause, aber da ist jetzt so viel auf der Farm, was hinterblieben ist und was ich jetzt nachholen muß; aber ich will der werten Rundschau doch etwas auf die Reise geben. (Das ist anerkennenswert, und die Reise entschuldigt vollkommen, besonders noch, weil wir auch etwas von derselben erfahren dürfen. Ed.)

Ueber Montana könnte man von guten Seiten, aber auch von Schattenseiten berichten. Es wird gesagt: Ein schlechter Mensch hat auch gute Seiten an sich, und so ist auch dort das Land. Es ist dort sehr trocken und diesen Sommer noch sehr wenig gepflügt. Es ist ein Wunder, daß die Farmer dort noch Hafer und Flachs bekommen. Ich weiß dort einen Farmer, der noch 800 Buschel Weizen gedroschen hat, und an Heu ist dort nicht Not, das haben die Leute dort bei Wolf Point und Oswego. Das ist doch ein wunderbares Rätsel. Mir gefällt es dort sehr, bloß ich will noch nicht hin. Die Leute leben dort in großer Hoffnung, das sieht einer dort, da immer gebaut wird, besonders in der Stadt Wolf Point, da geht es heiß her. Sie zählt 1500 Seelen. Dort haben sie neue Seitenstege gelegt, die sieben Fuß breit sind. Ich fragte, warum sie so breit wären, da sagte man mir: Fünf Fuß braucht der Indianer und zwei Fuß die weißen Leute. Die Straßen werden alle drei bis vier Fuß hoch aufgefüllt mit Erde. Sie wollen dort anderthalb Millionen Dollar verarbeiten. Das ist das trockene Montana.

Nun was wird in dem nassen Minnesota getan? Da geht es heiß her mit Gräben machen, um das überflüssige Wasser abzuleiten. Es sind hier innerhalb sechs Meilen drei große Gräben in Arbeit. Der billigste kostet 21,000 Dollar. Es werden Tile (Tonröhren) in die Erde gelegt mit einem Loch von 24 bis 36 Zoll. Aber Jakob Eitzen und Witwe Peter Ewert haben den Vorzug, daß sie einen offenen Graben durch ihr Land bekommen, der ungefähr 30 Fuß breit ist, und das so tief, wie es braucht. Und dieser eine Graben soll wohl auf 70,000 Dollar geschätzt sein.

Nun es scheint, als ob hier nicht viel Neues vorgekommen ist. Die Hochzeitsglocke läutet hier nicht oft. Doch eine Hochzeit, nämlich die des Jakob Höppner und Heinrich Löwens ihrer Tochter, hat es gegeben, doch davon werden wir wohl von dem Korrespondent von Mountain Lake mehr hören.

Es hat hier schon etwas gefroren, und das spätgesäte Corn hat doch zuviel von dem Frost bekommen. Das wird nur Schweinefutter geben, sonst würde Minnesota eine reiche Cornernte zu verzeichnen haben. Der Landhandel steht nicht ganz still. Jakob Quiring hat seine 240 Acre Farm verkauft für 103 Dollar per Acre. Sie werden Mountain Lake Bürger werden. David Klein hat sich Eigentum gekauft in Herbert, Saskatchewan, und gedenkt noch diesen Herbst dorthin zu ziehen. Es ist doch hier nur ein Wanderleben.

Martin Wannow.

Fortsetzung auf Seite 10.

Die Mennonitische
Rundschau

Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für Amerika $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

C. B. Wiens, Editor.
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

24. Oktober 1917.

Editorielles.

— Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und, den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen, Joh. 17, 3.

— Das ist aber der Wille deß, der mich gesandt hat, daß, wer den Sohn siehet und glaubet an ihn, habe das ewige Leben. und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. Joh. 6, 40.

— Nicht lange zurück berichteten die Zeitungen (auch in diesem Blatte war die Rede davon) daß die Regierung mit dem Plan beschäftigt sei, für Nachrichten über das Befinden von in Amerika lebenden Deutschen an ihre Angehörigen oder Verwandten und Freunde in Deutschland die Möglichkeit der Durchlassung und Beförderung dorthin zu schaffen. Heute lesen wir aber, daß die Regierung aus militärischen Gründen die Amerikanische Gesellschaft des Roten Kreuzes um Aufgabe des „von ihr selbst in Vorschlag gebrachten Planes" ersucht hat, Anfragen von Bewohnern der Vereinigten Staaten über das Wohlergehen und Aufenthaltsort von Personen in Ländern der Zentralmächte oder von diesen besetzten Gebieten zu übermitteln. Es ist daher geraten, daß die Versuche, dorthin Briefe zu senden, unterlassen werden.

— Die Nahrungsmitteladministration empfiehlt uns, sparsam mit den vorhandenen Nahrungsmitteln umzugehen. Fleisch und Weizen soll soviel wie möglich durch andere Nahrungsmittel ersetzt werden, wogegen reichliche Verwendung von Kartoffeln dringend angeraten wird. Diese sollen in manchen Gegenden unsers Landes ein reiche Ernte gebracht haben, daß einige Kartoffelzüchter sogar Schwierigkeit haben, ihre Ernte zu annehmbaren Preisen loszuschlagen. In andern Gegenden ist ihre Ernte selbstverständlich weniger gut ausgefallen, dennoch wird angenommen, daß der Vorrat an Kartoffeln im Lande weiter reichen wird als der des Getreides, welches sich besser für die Ausfuhr eignet und zu einem großen Teil für die Bevölkerung und die Armeen der Alliirten gespart werden soll. Sparsame Lebensweise ist nicht unbiblisch und eigentlich auch unserm Volk, den Mennoniten, nichts Fremdes; daher dürften die Ratschläge dieser Administration bei uns nicht viel Widerspruch finden, besonders da dieselbe von vorneherein erklärt hat, die Sache nicht soweit treiben zu wollen, daß die Bürger der Vereinigten Staaten darunter leiden müssen.

— Diese Woche erhielten wir einen Brief von den Missionsgeschwistern J. E. und Agnes Hein in Afrika. Die Schw. Hein schreibt, daß sie nicht mehr in Minna sind, auch nicht mehr zu der Sudan Interior Mission gehören, sondern in Zukunft in der Mennoniten Mission zu arbeiten gedenken. Gegenwärtig ist ihre Adresse: Mokwa, via Jebba, Nigeria, West Africa. Geld darf aber noch nach der frühern Adresse geschickt werden. Sie wohnen jetzt mit Br. Homuth zusammen, der Missionar der Mennoniten Mission ist, wollen jedoch nicht in Mokwa bleiben. Ueber ihren Umzug schreibt sie: „Jetzt sind wir umgezogen, was in der Regenzeit nicht leicht war. Alles muß in Kisten gepackt, und was zu groß ist, auseinander genommen werden. Als wir alles beim Bahnhof hatten, versprachen sie uns dort, alles am selben Abend einzuladen. Als aber der Zug kam, regnete es, und die Sachen lagen draußen. Wir fühlten beinahe so, als ob wir weinen sollten; denn alles, was ein Missionar hat, das braucht er. Der Konduktor war so betrunken, daß er kaum von der Welt wußte. Endlich fanden wir Raum, daß wir einsteigen konnten und nach vieler Mühe die „Camp chairs" aufstellen. Weil wir so müde waren, ruhten wir ganz schön. Doch immer plagten uns die Sorgen, wo wir nächste Nacht schlafen würden; denn alle Sachen blieben in Minna. Doch der Herr sorgte für uns. Ja, es ist wert, daß wir ihm ganz vertrauen. Ehe wir diese Reise antraten, waren wir bekümmert, ob unser Geld auch würde zulangen, aber auch da half der Herr wunderbar; es langte aus. Jetzt haben wir alles unter Dach, und es ist gar nicht sehr naß geworden. Dem Herrn sei Ehre für die wunderbare Führung. Jetzt haben wir viel Regen. Noch ungefähr sechs Wochen, und die Regenzeit ist vorüber. Hier in Mokwa ist eine Einwohnerzahl von 2500 Seelen. Wir wollen hier jetzt wohnen, bis die Regenzeit über ist, und der Herr wieder einen Weg öffnet. Br. Homuth ist hier allein; seine Frau ist daheim, denn sie kann das Klima nicht ertragen." — Der Wunsch der Geschw. Hein und ihrer Gemeinde eine eigene Mission anzufangen, hat sie von der Sudan Interior Mission getrennt und so sind sie auch nicht mehr berechtigt zu der Unterstützung, die ihnen diese Mission gewährte, solange sie für dieselbe arbeiteten. Darum ist es nötig, daß wir uns mehr um ihre Bedürfnisse bekümmern und nach Kräften die Arbeit unter den Heiden unterstützen.

— Mit Bezug auf die Bill für „Handel mit dem Feinde" einschließlich der Zensur über fremdsprachliche Zeitungen erklärte der Generalpostmeister Burleson, daß jene Zeitungen, die unter diesen Gesetzparagraphen fallen, keine Unterdrückung zu fürchten brauchen, solange sie nicht die Grenzen der gesetzlichen Kritik überschreiten, die an dem Präsidenten, der Verwaltung, der Armee, der Flotte oder der Führung des Krieges geübt werden kann. Aber wenn Zeitungen soweit gehen, die Beweggründe der Regierung zu verdächtigen und so zur Gehorsamsverweigerung ermutigen, dann wird man mit ihnen strenge verfahren. So dürfen Zeitungen z. B. nicht sagen, daß die Regierung von Wallstreet, von Munitionsfabrikanten oder von irgendwelchen andern Sonderinteressen kontrolliert wird. Keine Kampagne gegen Konskription und Anmeldungen, den Verkauf von Sicherheiten oder die Eintreibung von Steuern soll geduldet, noch irgend etwas in Umlauf zu setzen erlaubt werden, was die Führung des Krieges beeinträchtigen könnte, oder daß unsere Alliierten in unpassender Weise angegriffen werden. Bemerkenswert ist, daß man in dieser Beziehung die in Betracht kommenden Zeitungen nicht nach neu angekündigten Absichten derselben beurteilen wird, sondern nach ihren frühern Aeußerungen. „Wir haben Feilen dieser Zeitungen", hatte der Generalpostmeister gesagt, „und ob wir sie lizenfieren oder nicht, hängt von der Durchsicht dieser Feilen ab. „Nichtlizensierte deutsche Zeitungen werden englische Uebersetzungen veröffentlichen müssen. Diese Erklärungen des Generalpostmeisters haben wir der „Illinois Staatszeitung" entnommen, welche vor der Kriegserklärung der Vereinigten Staaten an Deutschland ganz auf der Seite der Deutschen war und zu ihren Gunsten manches gesagt hat; seit die Vereinigten Staaten aber im Kriege mit Deutschland stehen, besonders aber in der letzten Zeit, scheint sie die Sache anders anzusehen, und seit den letzten Enthüllungen unserer Regierung über die Umtriebe des deutschen Botschafters hier in unserm Lande und der deutschen Gesandschaft in Argentinien, ist sie wie umgewandelt und stimmt den Maßnahmen der Regierung bereitwillig bei. Wir finden auch, daß andere deutschfreundliche Zeitungen gegenwärtig eine andere Sprache führen als vor einigen Wochen, und sie tun wohl auch weise daran, selbst wenn dies sie nicht vor der drohenden Gefahr retten sollte, von der Regierung verboten zu werden.

— In einem Bericht über die Missionstätigkeit unter den Soldaten in Camp Douglas, Wis., heißt es im „Lutheraner": „Endlich, vergessen wir es nicht, daß Gottes Zuchtrute über unser Land verhängt worden ist. Und unter allen Volksschichten unsers Landes geht es niemand so zu

Herzen wie unsern Soldaten und den Soldaten überhaupt. Wenn der Soldat auch fröhlich ist, wie man das bei jungen Männern erwartet, so merkt man doch aus seinem ganzen Wesen eine unheimlich auffallende Beklommenheit und Ratlosigkeit. Man würde sehr irren, wollte man diese Erscheinung auf natürliche Ursachen zurückführen. Mir will es scheinen, als ob jetzt schon, durch obwaltende Umstände begünstigt, das Wort des Herrn sich dem Anfange nach erfüllte: „Die Menschen werden verschmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die da kommen sollen auf Erden", Luk. 21, 26. Daher sollten wir der Missionsarbeit unter den Soldaten unsere größte Aufmerksamkeit schenken, und ja nicht unterlassen, inständig zum Herrn zu flehen, daß er treue Arbeiter in diese Ernte senden und sie mit den dazu nötigen Gaben und Fähigkeiten ausrüsten und, weil gerade auch dieses Werk mit tausenderlei Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen hat, sie mit Mut und Ausdauer erfüllen wolle, damit sein guter gnädiger Wille auf Erden geschehe." — Je länger der Krieg andauert, desto mehr werden die Blicke der Christen auf jene Schriftstellen gelenkt, die sich auf die letzte Zeit und das Ende der Welt beziehen. Das Wort „Wachet" ist von Zeit zu Zeit in die Welt hineingerufen worden und hat jedesmal mehr oder weniger Eindruck gemacht; aber selten wohl unterstützten die Ereignisse der Zeit die Predigt dieses Wortes so kräftig wie in der Gegenwart. Wir konnten es uns früher fast nicht vorstellen, daß in der letzten Zeit die Völker, denen die Worte des Herrn inbezug der letzten Zeit bekannt sein würden, sich dazu vom Satan brauchen lassen würden, dieselben in Erfüllung zu bringen. Aber heute sehen wir, daß man trotz der Kenntnis des Willens Gottes und trotz Kenntnis dieser Prophezeiung sich blindlings leiten läßt und mit dazu beiträgt, jene Zustände herbeizuführen, die des Herrn Jünger mit Schaudern erfüllen müssen und ihnen den ernsten Sinn und Bedeutung der Worte: „Gehet aus von ihr, mein Volk, daß ihr nicht teilhaftig werdet ihrer Sünden, auf daß ihr nicht empfahet etwas von ihren Plagen. Denn ihre Sünden reichen bis in den Himmel, und Gott denkt an ihren Frevel," vor die Augen malen.

Aus Mennonitischen Kreisen.

B. J. Friesen, Hague, Saskatchewan, schreibt den 10. Oktober: „Die Leichenschau von dem Sohn des Christ Fenner hat bewiesen, daß der kleine Fenner davon gestorben ist, daß ihn das Automobil, welches Peter Pauls lenkte, überfuhr. Und die Geschworenen glauben, daß Pauls geistige Getränke getrunken habe. „(Ueber diesen Unglücksfall finden die Leser einen Bericht unter den Korrespondenzen von Canada. Ed.)

Maria Epp, Altona, Manitoba, schreibt: „Es tut uns recht leid, daß die Missionsgeschwister P. W. Penner solche Täuschung erfahren müssen und nicht so schnell wie sie geplant hatten, auf ihr Missionsfeld zurück kehren können. Wie wir im „Mitarbeiter" lesen, haben sie auch ihr kleines Hindu-Töchterchen, welches sie zu eigen angenommen, nicht über die Grenze nehmen können; sondern haben es in Herbert bei Geschw. J. F. Sawatzky lassen müssen. Welch Herzeleid muß das für sie gewesen sein. Möchte der Herr doch bald die Türen öffnen, daß sie samt ihrem Kinde zurück zu ihrer Arbeit gehen können!"

Adreßveränderungen.

Abraham L. Reimer von Meade, Kansas, nach Garden City, Kansas.

Cornelius H. Wiebe von Gretna, Manitobt, nach Lowe Farm, Box 25, Manitoba.

P. S. Warkentin, von 1420 Oregon Str. E. Bakersfield, Cal., nach Escondido, Cal.

Die Eröffnung der Oklahoma Fortbildungs-Schule, zu Meno, Okla.

Trotz manchen scheinbaren, aber auch manchen wirklichen Hindernissen, hat doch der Wunsch der Okla. Konvention so weit in Erfüllung gehen können, daß diese so erwünschte Schule, wie angesetzt, am 1. Okt., hat ihren „bescheidenen" Anfang genommen. Schon am Samstag trafen auswärtige Schüler ein, in Begleitung ihrer Väter oder allein, um sich einzurichten in Bezug auf Kost und Logis. Sonntag feierten einige liebe Besucher mit uns in der Kirche. Montag um halb zehn Uhr versammelten wir uns in der geräumigen Kirche zum Eröffnungs-Gottesdienst der beiden Schulen, nämlich der Meno Vereinsschule (Unsere Vorbereitungs-Schule) und der neuen „Oklahoma Fortbildungs-Schule." Es war nur eine bescheidene Anzahl lernlustiger junger Leute erschienen, etwa 2 Dutzend' sowie eine Anzahl Schulfreunde aus der Gemeinde und Nachbarschaft. Die Saatzeit (Weizensäen) hat wohl manchen zurückgehalten. Doch waren wir recht bei der Sache und verspürten Gottes segnende Nähe.

Nach einem gemeinsamen Liede machte Schreiber dieses eine kurze Einleitung mit Lesen von 5. Mose 6 v. 1—9, mit kurzen Bemerkungen, und leitete im Gebet, die ganze Schulsache, besonders die betreffenden Schulen und vor allem die neue Schuleinrichtung dem Herrn empfehlend. Diesen Teil hatten wir unserm Vorsitzer im Komitee, Br. Lichti, zugedacht, er war leider nicht da. Dann sprach Br. Voth kurz über das Schulwesen unter uns, wie die Liebe zur Sache uns die christlichen Schulen erbaut. Ihm folgten die beiden Lehrer mit kurzen, gediegenen Ansprachen über Bildung, wie dieses ja das unerschöpfliche Thema der Lehrer ist. Lehrer Gerhard Friesen (von Mountain Lake, Minn, stammend) der Hauptlehrer für die Fortbildungs-Schule, sprach zuerst, und zwar in der englischen Sprache. Lehrer Heinrich Thiessen (früher Whitewater, Kansas), der der Vorbereitungs-Schule hier seit 2 Jahren vorsteht, folgte in der deutschen Sprache. Den Schluß machte der Schreiber dieser Nachricht, noch mehreres bezüglich der Wichtigkeit solcher Schulen besonders in dieser Zeit hervorhebend. Nur zu schnell war es 11Uhr geworden. Und nach Gesang, Schlußgebet von Lehrer Friesen und Segensspruch von Br. Voth gingen die l. Gäste heim — hoffentlich alle wünschend und betend, daß diese Schulen doch gedeihen möchten zu Gottes Ehre und zum Segen für viele junge Leute.

So ist die Fortbildungs-Schule denn im Gange, und zwar scheint es eine ausgezählte kleine Schar junger Leute zu sein, aus mehreren Gemeinden, die sich herbei gemacht haben, diesen schönen, so zeitgemäßen Unterricht zu genießen. Außer denen von Meno (die wohl einen guten Teil der ganzen Schülerzahl ausmachen werden), sind Schüler aus Goltry, Medford, Mennoville, Gotebo, Herold, Taloga, Orienta und Inola hier. Und sobald die Herbstarbeit noch mehr vollendet ist, haben andere auch noch aus andern Gemeinden, ihr Erscheinen angemeldet. Unter letzteren sind zwei Evangelisten, was uns recht sehr ermuntert für die Bibelarbeit.

Auch kommen freiwillige Gaben ein zur finanziellen Unterstützung dieses Werkes. Wollen auch dieses nicht versäumen.

Somit scheint der Gang dieser Schule den richtigen Anfang genommen zu haben.

Mit Gruß,

J. B. Epp.

P. S. Nächstens folgt ein Wort über den weitern Gang der Schule.

Antwort auf die Frage, ob es einem treuen Kinde Gottes erlaubt sei, Tabak zu gebrauchen.

Man sollte denken, es bedürfe keines Beweises, daß Gott den Tabak nicht dazu habe wachsen lassen, damit die Menschen sich (nach ihrer eigenen Meinung) damit belustigen sollten. Nein, nie und nimmer! Aber wie der Teufel die gefallene Menschheit mit allem Möglichen plagt, so hat er auch dieses Uebel, und zwar durch die Heiden, in die Christenheit gebracht. Mit der Zeit ist dieses Laster so zur Allgemeinheit geworden, daß sogar, Gott sei's geklagt, viele Prediger nichts mehr darnach fragen, viel weniger es strafen. Ich wünsche, ich könnte es so hinstellen, daß Einer und der Andere es einsehen möchte, was er eigentlich tut, der etwa noch in diesem Laster sich ergeht. Doch wir wollen auch nicht vergessen, daß der l. Fragesteller „treue Kinder Gottes" im Auge hat.

Die Beobachtungen, die wir seit einer Reihe von Jahren gemacht, lehren uns, daß Leute, die zu einer christlichen Gemeinschaft oder Kirche gehören, sogar noch Aemter bekleiden und in Ehren gehalten werden, sich den Genuß des Tabaks erlauben. Habe ich doch Gelegenheiten gehabt, eben mit solchen zu

sprechen, die sogar das Amt eines Diakonen versahen. Nach längerer Unterhaltung, in der ich versuchte, ihm klar zu machen, daß er unrecht tue, meinte er, nachdem er schon so lange Tabak gebraucht, scheine es ihm nicht möglich, ihn aufzugeben. Doch was sagt unser Jesus? „Wer nicht absagt allem, das er hat, kann nicht mein Jünger sein." Wenn wir bedenken, wie viel Geld so für gar nichts in die Luft geblasen wird, könnte man wohl weinen, und das um so viel mehr, da wir sehen, daß sich der Tag des Herrn nahet. Das Wort: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten (Gal. 6, 7) mag einem Menschen, der noch so ein Uebel tut, in nicht zu ferner Zeit tief zu Herzen gehen. Wir sehen, wie alles in so kurzer Zeit so im Preise gestiegen, und in andern Ländern, wie in Rußland, fast nichts mehr für Geld zu haben ist, und wie mag's da einem Menschen ergehen, den der liebe Gott sozusagen mit Gewalt dazu bringt, dieses Uebel zu lassen.

Jemand machte zu einer Zeit die Einwendung, daß nichts dagegen im Worte Gottes gesagt sei. Nun, solche Unschuld möchte man schon übersehen. Erstens ist es ja erst vor einigen Jahrhunderten durch die Heiden unter die sogenannte Christenheit gekommen, und weiter lesen wir in Röm. 12, 12. daß wir prüfen sollen, welches der wohlgefällige Gotteswille ist. Wir sprechen hier von treuen Gotteskindern, und die fragen nicht: Was muß ich tun? wie Nikodemus, sondern die haben ihr Leben dem Herrn geweiht und fragen: Was darf ich tun, um meinen Schöpfer und Erlöser zu ehren und zu verherrlichen?

Dann sind da noch solche, die fragen: Wozu ist der Tabak denn geschaffen? Wir wissen vielleicht noch nicht alles, aber wir wissen, daß er das beste Hausmittel ist für allerlei Ungeziefer wie Hühnerläuse, und daß er ausgezeichnete Dienste tut, wenn Pferde, Schweine und Schafe von Ungeziefer geplagt werden. Gott wolle seine Kinder bewahren vor solchem Uebel, und solchen, die wohl Lust hätten, auf Gottes Seite zu treten, es ihnen aber an Mut fehlt, solches — Gottes unwürdige — Uebel aufzugeben, ganz besonders helfen! Nun sei versichert, wenn du den Wunsch hast, ganz für den Herrn dazustehen, er dir hilft, euch das Liebste zu lassen. Siehe Jes. 40, 29. Wollen uns beizeiten losmachen lassen von allem, das nicht in Gottes Reich gehört, er wird helfen.

Ein Mitwanderer nach der Gottesstadt.

Fortsetzung von Seite 7.

Washington.

Seattle, Washington, den 12. Oktober 1917. Einen herzlichen Gruß an den Editor und alle werten Leser der lieben Runschau! Ich möchte zuerst berichten, daß wir in unserm Hause noch alle schön gesund sind, und das durch Gottes Gnade — dem Herrn sei es gedankt, — und das wünschen wir auch allen Lesern der werten Rundschau, nicht nur leibliche, sondern vielmehr so eine geistliche, seelische Gesundheit, welche heute so not tut. Denn wo man hinschaut und was man heute hört, weist alles hin auf eine geistliche, sowie eine seelische Krankheit. Es geht das Wort des Apostels Paulus an Timotheus im 2. Brief und im dritten Kapitel immer mehr in Erfüllung; denn greulichere Zeiten könnten wohl fast nicht sein wie jetzt sind. Daß wir die Worte unsers Meisters, Matth. 24, 6, wo er spricht: „Ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen; sehet zu und erschrecket nicht. Das muß zum ersten alles geschehen; aber es ist noch nicht das Ende da", wahrnehmen möchten!

Und dieweil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in vielen erkalten, Vers 12; wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig, Vers 13. Und Vers 44 sagt der Herr dann noch: „Darum seid ihr auch bereit; denn des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr es nicht meinet.

Liebe Brüder und Schwestern in Christo Jesu, wollen uns nicht hinreißen lassen von dem Strom der Zeit, sondern wollen vielmehr wachen, damit der Herr, wenn er kommen wird, uns wachend findet, und wir eingehen können mit ihm. Aber da müssen wir die Worte Jesu in Joh. 8, 31. 32 befolgen, nämlich, daß wir bei seiner Rede bleiben, um seine rechten Jünger zu sein und die Wahrheit zu erkennen und frei zu werden. Kapitel 15, 9—14 sagt uns dann, was wir zu tun haben, wenn wir durch die Wahrheit frei geworden sind. Bitte, diese Verse mit gläubigem Herzen zu lesen! O daß doch alle, die den Namen Jesu bekennen, wahre Freunde Jesu werden möchten! Wie wäre das so köstlich und dem Herrn angenehm.

Was machen denn alle Freunde und Bekannte? Ich höre ja so wenig von euch. Was ist wohl die Ursache? Bitte, nicht so träge zu sein; denn es freut uns, wenn wir hören, daß es euch allen wohl geht, besonders in dem Herrn, wie auch Johannes in seiner ersten Epistel im ersten Kapitel sagt: „Was wir gesehen und gehöret haben, das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr mit uns Gemeinschaft habt; und unsere Gemeinschaft ist mit dem Vater und mit seinem Sohn, Jesu Christo. —" Grüße noch mit 1. Petri 1, 13 und bis Ende. Euer Bruder und Mitarbeiter in dem Herrn,

J. H. Stumpf.
2413 E. Aloha St. Seattle, Wash.

Canada.

Manitoba.

Altona, Manitoba, den 9. Oktober 1917. Werte Rundschau und Arbeitspersonal derselben! Viel Mut und Freudigkeit in eurem Beruf sei euch zuvor gewünscht.

Waren es das vorige Mal zwei traurige Begebenheiten, die mich zum Schreiben veranlaßten, so sind es diesmal zwei Begebenheiten freudiger Natur. Den 7. dieses Monats feierte unsere Gemeinde im Winkler Gotteshause unser jährliches Erntedank- und Missionsfest. Das Wetter war schon tags zuvor recht unfreundlich, indem ein furchtbarer, kalter Sturm wütete; auch am genannten Tage ließ das Wetter noch viel zu wünschen übrig, wenn auch der Sturm sich soviel gelegt hatte, daß er mit dem Namen „starker Wind" bezeichnet werden konnte. Das Zelt, welches wir sonst bei solchen Gelegenheiten benutzten, konnte nicht gebraucht werden, und so mußten wir uns auf den Raum im Gotteshause beschränken. Es war auch jeder Platz besetzt, und alle Prediger waren zugegen, außer Br. J.D. Löppky, der weher Augen wegen dieses Segens verlustig ging.

Sechs Brüder dienten mit dem Wort, und alle bemühten sich, laut Gottes Wort uns die vielen Ursachen zur Dankbarkeit und die große Notwendigkeit unsrer Mithilfe der leidenden Menschheit gegenüber vor Augen und zu Gemüte zu führen. Unter anderm hörten wir auch einen Vortrag über die Heilung der zehn Aussätzigen und, wie nur Einer von ihnen umkehrte und Jesu Dank und Ehre brachte. Und wenn wir uns dort der Gegenwart des Herrn bewußt waren und unsere Herzen zu freudiger Dankbarkeit und Mitleid bewogen wurden, dieses mit der Tat zu beweisen, so drängte sich uns unwillkürlich die traurige Frage auf: „Wo sind denn die Neune?" Sind nicht ihrer so viele gesegnet worden? Wo sind denn die vielen andern?

Unsere Kollekte dort bewies, daß die, die dort waren, warm geworden waren für die Sache des Herrn und daß sie mithelfen wollten, das Werk des Herrn zu treiben. Aber das kleine Häuflein derer, die dort versammelt waren, war noch lange nicht der zehnte Teil von den vielen Gesegneten hier in unserer mennonitischen Ansiedlung, denen vorsätzlich diese Gelegenheit nicht geboten wird. Wie viel mehr würde erreicht werden können, wenn wir erst alle zu der Einsicht gebracht werden könnten, daß wir unser Eigentum als nur vom Herrn anvertraute Pfänder, uns zur Verwaltung übergeben, betrachteten. Wären die (beinahe anderthalb Dutzend an der Zahl) Kirchen alle so angefüllt gewesen wie diese, so hätten sie auch dann noch nicht alle hier Wohnende fassen können, aber doch schon den größten Teil, und die Mithilfe könnte eine verhältnismäßig viel größere gegeben haben. Doch wir wollen nicht mutlos werden, es sind von Jahr zu Jahr mehr, die die Notwendigkeit der Mission trotz alledem, was dawider ist, einsehen und sich tatkräftig daran beteiligen. Dem Herrn sei die Ehre dafür!

Am 8., dem darauf folgenden Tage, war der von der kanadischen Regierung festgesetzte nationale Danksagungstag, den wir gewöhnlich auch durch Missionspredigten und Missionsausrufen feiern, und so auch jetzt. Unser Altonaer Nähverein verkaufte, nachdem auch hier wieder drei Brü-

der die gefüllte Kirche angespornt, sich jeder Not anzunehmen, ihre während des verflossenen Jahres verfertigten Sachen. Der Erlös war $365.00 Vor dem Ausruf wurde noch für die Notleidenden in Frankreich, die durch den langen, grausamen Krieg so hart bedrängt worden sind, eine Kollekte gehoben, die $93.00 ergab. Der Herr möchte die Gaben mit seinem Segen begleiten! ist unser Flehen.

Von dem, was so im Alltagsleben geschieht, ist nicht viel Besonderes zu berichten. Die Leute beeilen sich, mit ihrer Arbeit zum Winter fertig zu werden, der auch schon wieder seine Nähe durch rauhe Winde und starke Nachtfröste ankündigt. Der Gesundheitszustand ist im allgemeinen gut, nur hin und wieder kommen Krankheiten und Sterbefälle vor. Gegenwärtig liegt die alte Tante B. Penner, welche hier in Hochstadt bei ihren Kindern P. S. Funken ihr Heim hat, seit sieben Tägen schwer krank, wahrscheinlich Schlaganfall, denn sie kann nicht sprechen und auch nichts genießen. Möchte der Herr sich ihrer bald erlösend annehmen! Nun zum Schluß ist noch mein innigster Wunsch und Gebet, daß der Herr uns Mut und Kraft verleihen möchte, beständig zu bleiben in seiner Nachfolge, möge kommen über uns, was da wolle.

Maria Epp.

Morden, Manitoba, den 11. Oktober 1917. Werte Rundschau! Wir haben es hier in Manitoba diesen Herbst sehr trocken, haben noch keinen Regen bekommen. Das Dreschen ist schon lange beendigt. Die Ernte war mittelmäßig. Gerste und Hafer sind schlecht geraten; Weizen ist recht verschieden, von 10 bis 30 Buschel vom Acre. Ein Farmer sagte mir, daß er von einem Stück Land 58 Buschel Weizen gedroschen habe. Der Preis ist sehr gut, so daß einige reich werden. Jemand sagte, er wollte nicht reich werden, aber er wurde doch; er habe von einer Farm 4,000 Buschel Weizen gedroschen. Gerste ist jetzt $1.10 bis $1.20 das Buschel; Heu ist $15.00 die Tonne. So haben alle Farmprodukte einen guten Preis. Da geht es manchen wohl so wie der Prophet sagt: „Siehe, das Korn wird so wohlfeil sein auf Erden, daß sie meinen werden, es stehe wohl, und dann werden Uebel sprossen auf der Erde, Schwert und Hunger und große Verwirrung," 4. Buch Esra 16, 22. (Ein nicht zur Bibel gehöriges Buch. Ed.) Die Geschäfte in der Stadt gehen auch gut. Die Einwohner in Morden haben zugenommen. Zwei Kirchen sind zu Wohnhäusern umgearbeitet. Aber deswegen geht es noch; die Kirchen machen niemanden selig, sondern, die den Willen Gottes tun, werden selig. (Nein, die Kirchen machen niemand selig, aber sie sind dazu da, daß in ihnen der Wille Gottes verkündigt werde, damit die Menschen, die anderswo selten die Gelegenheit finden den Willen Gottes kennen zu lernen, hier mit demselben bekannt gemacht und die, welche ihn bereits wissen und liebgewonnen haben, immer tiefer in ihn eingeführt werden und sich mit Gleichgesinnten in ihrem Glauben erbauen können. Dennoch, obgleich die Kirchen einen hohen Zweck haben, ist die Umänderung einer Kirche in ein Wohnhaus kein Unrecht, wenn die Beweggründe dazu nicht unrechter, sündiger Art waren. Ed.)

Abr. L. Töwsen haben ihre Wohnung nach Plum Coulee verlegt, wo er eine Schule übernommen hat. Nun, ich glaube, die Fische im Penbina River werden es gut vernehmen, daß ein guter Fischer weg ist; aber ganz sicher werden sie wohl nicht sein dürfen.

D. Nickel hat das Farmen an den Nagel gehängt und ist in die Stadt gezogen. John Lemkys sind nach Winnipegosis gezogen, und Mrs. Wichert zieht nach Bantjour. So wird immer hin und her gezogen, und das Kreuz ist immer schwer.

Prof. McCall, Horticulturist von der Minnesotaer Ackerbauschule in Crookston, und Prof. Selvig von derselben Anstalt besuchten vor einigen Tagen Winnipeg. Während ihres Aufenthaltes in der Provinz besuchten die Herren die landwirtschaftliche Schule zu St. Vital, die Experimentierfarm in Brandon, die Dominialgartenbaufarm bei Morden und den Apfelobstgarten des Herrn A. P. Stevens nördlich von hier.

Letzten Sonntag war in Winkler eine Hochzeit. Die Glücklichen waren Helena Wieb von Burrwalde und Aron Dick von Blumstein. J. F. Görtzen nebst Frau machten eine Besuchsreise am Sonntag nach Blumenort per Automobiel. Es war Sonntag sehr windig und kalt. Heute war Danksagungstag. Die Geschäfte waren alle geschlossen, und in der Methodistenkirche war ein „Thanksgivingsupper". Uebrigens habe ich nicht was Besonderes vernommen, außer daß viel Turkeys verzehrt worden sind. Nun wir haben viel Ursache in diesem Lande dankbar zu sein, denn es hat hier solange sehr gut gegangen.

Die Kirchen arbeiten dahin, sich zu vereinigen, und wie es scheint, werden die Verschiedenheiten zwischen den verschiedenen Kirchen immer weniger und kleiner; aber mit Bedauern muß man sehen, daß es nicht zum Bessern, sondern zum Schlechten ist; Gleichgültigkeit, Lauheit, Trägheit, Hochmut, Stolz kommen herein mit Macht.

Was predigen die Prediger? Da darf man heute nur in die Tageszeitungen sehen, dann sieht man ihre Bilder nebst Einladung und Bekanntmachung, worüber sie predigen werden. So fand ich kürzlich, daß ein gewisser prediger am Sonntagabend über „religiöse Humbugs" predigen wollte. Was da alles gekommen ist, kann man sich schon denken.

Einige sind von Texas zurück gekommen. Sie loben es nun nicht so sehr, sondern sind froh, daß sie wieder in Manitoba sind.

E. Jaens luden ihre Siebensachen in eine Boxcar und zogen gestern nach Beasijour. Ihr Haus hier haben sie an Albert Schott verkauft. Franz Peters von Winnipeg war Geschäfte halber einige Tage in Morden. W. Reimers von Teddington, Sask., haben sich hier nun ein Haus gekauft und sich ganz heimisch eingerichtet.

Heute haben wir einen kalten Wind vom Norden, und zu Zeiten kommt schon etwas Schnee. Das ist wahrscheinlich ein Vorbote von dem, was noch kommen wird.

Franz Goertzen.

Saskatchewan.

Hague, Saskatchewan, den 8. Oktober 1917. Werte Rundschau! Ich möchte dir einmal wieder einen Bericht mit auf die Reise geben. Das Wetter ist hier schon ein wenig kühl und windig, jedoch noch sehr schön zum Dreschen, und es ist auch schon fast alles Getreide in den Speichern. Die Farmer fangen auch schon an ziemlich viel Weizen zur Stadt zu fahren, und der Preis war auch ganz gut, aber heute erhielten die hiesigen Weizenkäufer von ihren Hauptofficen Orders, keinen Weizen mehr zu kaufen; denn wie es scheint sind mehrere fremde Länder unzufrieden damit, wie unsere Regierung den Weizenpreis festgesetzt hat. Also wird es dieses Mal wohl einen Ruck abwärts vom kanadischen Weizenpreis geben.

Ferner möchte ich berichten, daß sich hier heute ein schreckliches Unglück ereignete. So nahe an 5 Uhr abends verließ Peter Pauls von Reinfeld das Städtchen Hague auf seinem Auto. Oestlich der Eisenbahn waren drei kleine Jungens auf dem Wege, um ihre Kühe heimzuholen. Pauls soll in ziemlich schnellem Tempo gefahren sein. Als die Knaben merkten, daß das Auto denselben Weg kam, den sie gingen, wichen zwei nach der einen Seite aus, und einer (es war der Sohn von Christ. Fenner), der wich nach der andern Seite aus. Als Pauls bis zu den Kindern kam, ist das Auto zur Seite gesprungen und hat Fenners Sohn überfahren, daß er auf der Stelle tot liegen blieb. Es ist ein Ford-Auto; diese Autos sollen ein so unvollkommenes Steuer haben, daß man es fortwährend fest in der Hand halten muß, und es soll vorkommen, daß einem das Steuerrad aus den Händen springt. Also wieder ein trauriger Fall, den man sich merken sollte; besonders solche, die so sehr schnell fahren, wie eben auch Pauls es oft getan haben soll, die sollten sich diesen Fall besonders merken. Aber auch die Eltern der Kinder an manchen Orten sollten ihre Kinder warnen, damit sie diesen Fuhrwerken ausweichen; denn es gibt hier in manchen Dörfern Kinder, die laufen den Automobilen absichtlich entgegen, schreien und springen und machen den Leuten einen schiefen Mund, was ganz und gar unanständig ist und, besonders bei unsern Mennonitenkindern, von geringer Bildung zeigt.

Corr.

Das Erwachen.

In der Welt des amerikanischen Negertums beginnt sich etwas zu regen. Die Farbigen legen eine größere Teilnahme und Nachdenklichkeit an den Tag hinsichtlich der Behandlung, die ihnen hier zu Teil wird. Diese Erscheinung tritt hervor

in demselben Augenblick, da Zehntausende von Schwarzen den Staub der Südstaaten von den Schuhen schütteln und ihren Wohnsitz im Norden aufschlagen, wo mehr zu verdienen ist und der Neger vielleicht in der öffentlichen Achtung um ein Geringes höher steht, als im Lande der Baumwolle und der Jim Crow Cars.

Während der letzten Monate haben mehrfach Tagungen von Neger-Vereinigungen stattgefunden, deren Diskussions-Thema die Frage war, was der Farbige tun könne, um den Verfolgungen zu entgehen, welchen er sich ausgesetzt sieht. Die Vorgänge in Ost St. Louis, wo an einem Tage eine ganze Anzahl Neger der Wut der aufgeregten Massen zum Opfer fiel, haben der Bewegung unter den farbigen Bürgern des Landes neue Nahrung gegeben, und es ist nicht zu verkennen, daß früher oder später diese Bevölkerungsschicht zum Mittel der Politik greifen wird, um sich eine andere soziale Stellung zu verschaffen.

Vor einigen Wochen hat ein Pädagoge der Farbigen, der Professor Kelly Miller von der Howard Universität in Washington, dem Präsidenten einen offenen Brief geschrieben, und in diesem Dokument, das nicht unbeachtet bleiben sollte, wird auseinandergesetzt, daß der Neger anfängt, zu denken, und seine Zurücksetzung zu begreifen. Kelly Miller legt dar, wie die Rechte, die nach der Konstitution seinen Rassegenossen so gut wie den Weißen zustehen, den Schwarzen in vielen Fällen vorenthalten werden. Mehr und mehr kommt der Neger zu der Ueberzeugung, daß alles, was bisher versucht wurde, um dem Uebel abzuhelfen, sich als vergeblich erwiesen hat. Wenn der Neger nicht bald in den vollen Nießbrauch seiner angeblichen Rechte gesetzt werden kann, sieht Miller die Zeit kommen, wo die farbige Bevölkerung die Pflichten ablehnen wird, die mit den vorenthaltenen Rechten gehen.

Vor allem verlangt die Negerbevölkerung, wie in New York vor einigen Monaten durch eine stumm-pathetische Parade ausgedrückt wurde, Schutz gegen die Gesetzlosigkeit, die in dem Lynchen farbiger Leute besteht. Wer wollte leugnen, daß dies Verlangen volle Berechtigung hat? Die Nation kann nicht umhin, ein Mittel zu suchen, das den schwarzen Fleck der Lyncherei beseitigt. — (N. Y. Herold.)

Wie weit geht Amerika?

Die „Washington Post" schreibt:

„Wenn die Demoralisierung des russischen Heeres auch gleichbedeutend mit einem Siege Deutschlands (in Rußland) ist und von den Machthabern Deutschlands eifrig dazu benutzt wird diejenigen, die blind auf sie hören, zu immer neuen Opfern anzutreiben, bleiben doch die Ziele der Ver. Staaten unverändert die gleichen, und ihre Fähigkeit, diese Ziele zu erreichen, bleibt ebenfalls unberührt. Die Ver. Staaten beabsichtigen, ohne sich dabei von Rachsucht oder Habsucht leiten zu lassen, den Krieg bis zu einem erfolgreichen Ende fortzuführen. An Grenzveränderungen in Europa sind die Ver. Staaten so gut wie gar nicht interessiert. Deutschland könnte das gesamte europäische Rußland besetzen, ohne daß dadurch die Beziehungen zwischen den beiden Regierungen berührt würden, und andererseits könnte es Polen räumen oder Belgien, ohne daß dadurch der Streit mit unserem Volke beigelegt würde.

Amerika hat mit den Alliierten nur zum Zwecke der Besiegung Deutschlands gemeinsame Sache gemacht, aber es wäre gut, sich stets vor Augen zu halten, daß Amerikas Sache nicht mit der der Alliirten identisch ist.

Es besteht kein Vertrag, nach dem die Ver. Staaten gehalten wären, den Alliirten zur Ausführung ihrer auf die Neuordnung der europäischen politischen Pläne behilflich zu sein. Auch hat sich die amerikanische Regierung in keiner Weise zur Unterstützung der etwa gegen Deutschland zu machenden Forderungen verpflichtet. Einige der von den Alliirten etwa vorzunehmenden Veränderungen betreffs des territorialen Besitzstandes oder der von ihnen erhobenen Ansprüche mögen sich als dem amerikanischen Gerechtigkeitssinn widersprechend oder als unvereinbar mit der Wiederherstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Ver. Staaten und Deutschland erweisen. Es ist nicht anzunehmen, daß die Ver. Staaten im Interesse fremder Nationen den Krieg fortsetzen werden, nachdem sie ihre eigene Sache mit Deutschland ins Reine gebracht haben und die Forderungen der Zivilisation durchgesetzt sein werden.

Selbsterhaltung ist das oberste Gesetz einer jeden Nation, und mit gutem Recht. Es sollte und wird auch für die Ver. Staaten maßgebend sein. Die Sicherheit von Zivilisation und Freiheit läßt es im Interesse vieler Nationen erscheinen, sich zusammenzutun um Deutschland, den gemeinsamen Feind aller, zu bekämpfen; wenn aber, nachdem die Sicherheit von Zivilisation und Freiheit erreicht ist, irgendeine Nation oder eine Gruppe von Nationen versuchen sollte, weiterzugehen und wichtige Vorteile für sich von einem Feinde zu erzwingen, den Amerika niedergerungen hat, dann kann diese Nation nicht in Ehren sich an einem derartigen Vorgehen beteiligen; nein, die Ehre würde es den Ver. Staaten zur Pflicht machen, ein Halt zu gebieten und peremtorisch zu verlangen, daß ein Feind, den sie besiegt haben, nicht beraubt wird.

Die Welt hat Deutschland verurteilt wegen seiner unbarmherzigen Behandlung Frankreichs im Jahre 1871. Die Ver. Staaten werden sich niemals an einer ähnlichen Behandlung Deutschlands oder irgendeines anderen Feindes beteiligen. Es entspricht nicht dem amerikanischen Geiste, sich in einen Kampf mit einem Einbrecher einzulassen, und, nachdem dieser unterlegen, seine Taschen zu leeren.

Durch jede Bekundung eines Wunsches oder eines Planes, Deutschland seiner ausgedehnten Besitzungen oder gewisser Gebietsteile oder seines Handels zu berauben, wird den deutschen Machthabern kräftige Unterstützung gewährt und ermöglicht, das Volk von der Notwendigkeit der Fortsetzung des Krieges zur Verteidigung seiner Existenz zu überzeugen. In gleicher Weise wird durch jede zu weitgehende und unberechtigte Forderung seitens einer der Entente-Mächte, durch jeden Plan, Deutschland zu nehmen, was Deutschlands ist, die deutsche Sache gerechtfertigt und das deutsche Volk berechtigt, seine Machthaber bis zum letzten Atemzuge zu unterstützen. Außerdem widerstreben solche nicht zu rechtfertigende Ansprüche, solche Pläne und Vereinbarungen den Interessen der Ver. Staaten insofern als sie zur Verlängerung des Krieges beitragen und dem amerikanischen Volk eine unnötige Steuer an Geld und Blut auferlegen.

Amerikaner werden wissen, wo die Grenze gezogen werden muß. Sie erwarten, daß auch andere Nationen dies verstehen werden. Jeder Schritt, der geeignet ist, die Niederlage Deutschlands herbeizuführen, darf der aufrichtigen Unterstützung der Ver. Staaten sicher sein. Aber wenn Deutschland hilflos dasteht, wird mit Genehmigung der Ver. Staaten keine Orgie der Ausplünderung stattfinden. Es ist wünschenswert, daß das deutsche Volk und die alliirten Nationen diese Tatsache ihrer vollen Bedeutung noch verstehen, und zwar ohne Verzug."

Weltbote.

Die Kaste und ihr Fluch.

Es ist Tauffest auf der neueröffneten Missionsstation Harai. Eine Frau mittleren Alters mit ihren beiden Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, sollen in die christliche Gemeinde aufgenommen werden. Sie bilden die Erstlingsernte in Harai. Mit strahlenden Augen und bewegter Stimme hat die Frau ihr Bekenntnis abgelegt. Sie will eine Jüngerin Jesu werden. Nach der Taufe haben wir eine gemeinsame Mahlzeit. Die Neugetaufte muß da berichten, warum sie Christin geworden ist. Es war ergreifend, ihrer Geschichte zu lauschen, obgleich Sukhiga, so hieß die Frau, kein Erzähltalent war.

„Ich war auf Arbeit draußen im Walde. Plötzlich wurde ich von Fieber ergriffen. Es nahm jeden Augenblick an Stärke zu, bis ich mich in den Schatten eines Baumes warf. Ich war unfähig aufzustehen. Das Herz klopfte gewaltig, meine Schläfen pochten wie Hammerschläge in meinem schmerzenden Kopf. Das Blut wollte seine Wände sprengen. Mein ganzer Körper war von Fieberpein durchtränkt. Ja, Sie wissen, wie es ist, wenn man fieberkrank ist. Ein brennender Durst stellte sich ein. O, wie ich mich nach Wasser sehnte! Aber es gab keinen Menschen in meiner Nähe. Hilflos lag ich da und jammerte.

Aber was ist das? Schritte nähern sich. Ich wende den Blick nach der Richtung, woher der Klang kam. Ein Mann steht bald vor mir. „Wer ist das?" fragte ich.

„Ein Basor" (Korbmacher), war die

Antwort. „Ich bin ein Kumhar" (Ziegelmacher, Töpfer) sagte ich. „Ich dachte, du gehörtest einer hohen Kaste an. Dann hättest du mir etwas Wasser geben können — ich bin so durstig — habe Fieber."

„Nein; ich will deine Kaste nicht verderben. Das ist Sünde. Ist keiner der Deinen hier?"

Ich lag eine Weile. Meine Gedanken eilten heim zu den Meinen. Ich dachte an Mann und Kinder. Trank ich Wasser aus der Hand des Basors und genas, so würde ich aus dem Hause ausgestoßen, von meinem Mann und den Kindern getrennt werden; nie dürfte ich meinen Fuß in die Tür meiner Verwandtschaft, meiner Kastenbrüder, setzen. Für immer würde ich für unrein, für schlimmer als ein Hund gehalten werden.

Trank ich und starb, ja dann würde ich im besten Fall als Basor wiedergeboren werden. Dann würde ich längere Zeit brauchen, ehe ich Mukti (die Erlösung erlangte.

Aber der Durst nahm zu. Ich verlor die Besinnung. „Her mit Wasser!" rief ich. Und bald stand der Mann wieder vor mir mit Wasser in seinem „Lota" (ein Messinggefäß, das als Trinkglas angewandt wird.) Ohne ein Wort ergriff ich den „Lota," den ich mit fieberhaftem Eifer zum Munde führte. Ein Schluck — und ich war nicht mehr Kumhar, nicht einmal Basor — ich war kastenlos.

Es ging nicht zum Tode. Ich genas. Es war eine schwere Zeit ehe ich wieder völlig hergestellt war. Beinahe wäre ich der Entbehrung erlegen. Mein Haus durfte ich nie mehr wiedersehen. Mein Mann hat mit einer andern Frau eine Verbindung angeknüpft, und meine Verwandten nennen mich immer die Verderbte (Nigri hui)."

„Aber Ihre Kinder haben Sie behalten dürfen?"

„Ja, er hielt es wohl für gut, sie los zu werden. Es ist auch manchmal schwer gewesen, sie zu unterhalten. Aber ich freue mich ihrer. Und das Mädchen hilft mir in meiner Arbeit.

Seit ich den Babu (Katecheten) traf, ist es so gut gegangen. Und nun bin ich nicht mehr kastenlos. Nun bin ich Isai (Christin)." Und so schloß sie mit einem Lächeln ihre Erzählung.

Wir hatten wieder einmal einen Blick in die Furchtbarkeit des Kastenwesens tun dürfen. Wbl.

„Ich bin so froh," schreibt Frau Katharina Fritz, 5526 Broadway, Chicago, Ill., „daß ich wieder gesund bin; ich weiß nichts mehr von Magenschmerzen und kann irgendetwas essen. Ich erfreue mich jetzt guter Gesundheit und fühle mich stark. Für dies alles habe ich Forni's Alpenkräuter zu danken." Dieses bewährte Kräutermittel wird nicht durch Apotheker verkauft. Wegen näherer Auskunft schreibe man an die Hersteller, Dr. Peter Fahrney & Sons Co., Chicago, Ill.

Neun Jahre auf der Suche.

Eines der merkwürdigsten Erlebnisse, die der Missionar Gilvary, der Begründer der Mission unter den Laos, einem Volk tief im Innern von Siam (Hinterindien), an dem Oberlauf des gewaltigen Menam- und Mekhong-Stromes, während seiner mehrere Jahrzehnte umspannenden missionarischen Wirksamkeit erlebt hat, war seine Begegnung mit einem Laos Manne Namens Nan Ta und, was sich daran anknüpfte.

Es war an einem Morgen um die Mitte des Jahres 1879, als Missionar Gilvary von einem Gange in die Stadt Tschiengmai, wo er gepredigt und gelehrt, auch ärztliche Hilfe geleistet hatte, in seine Wohnung zurückkehrte. Da wurde ihm gemeldet, es warte ein Mann auf ihn, der ihn sehnlich zu sprechen wünsche. Er ließ ihn alsbald zu sich führen. Es war ein stattlicher junger Mann, nicht besonders groß, aber gedrungener und kräftiger als die Laos sonst sind, etwa 30 Jahre alt. Er nannte sich Nan Ta. Folgendes war seine Geschichte, wie er sie dem Missionar erzählte.

Nicht lange nach dessen Niederlassung in Tschiengmai — das war damals etwa 12 Jahre her — habe er ihn zum ersten Male besucht. Er sei damals ein Mönch in dem königlichen Kloster gewesen. Aber die Stücke der Lehre, in welchem sich das Christentum von dem Buddhismus, seiner väterlichen Religion, unterschieden, hätten Eindruck auf ihn gemacht. Der Missionar habe ihm ein siamesisches Evangelium St. Matthäi gegeben und ihn etliche Verse daraus gelehrt, er habe das Buch dann mit heim in sein Kloster genommen. Später habe er den Missionar noch mehrere Male aufgesucht und sich über allerlei ihm unverständliche Punkte Aufklärung erbeten. Er sei der Schützling des Fürsten Kawilorot, des Herrschers von Tschiengmai, gewesen. Dieser habe die Kosten für sein Ausbildung und seinen Unterhalt als Mönch in dem Kloster bezahlt. So sei er des Fürsten „Luckeo" (etwa „Goldsohn") gewesen; wir würden sagen: sein Pate. Nicht lange danach habe er aber das Kloster verlassen, habe sich verheiratet und auf dem Lande niedergelassen. Auch von da aus habe er noch fortgefahren, dann und wann zu den christlichen Gottesdiensten sich einzustellen. Dann sei die Christenverfolgung in Tschiengmai ausgebrochen, und diese habe seinen Besuchen ein jähes Ende bereitet.

Diese Christenverfolgung geschah im Jahre 1869 und ging von dem Fürsten Kawilorot aus. Zwar hatte dieser dem Missionar selbst die Erlaubnis erteilt, sich in Tschiengmai niederzulassen, dort das Evangelium zu verkündigen, die Jugend in Schulen zu lehren und dem Volk ärztlich in Krankheitsnöten zu helfen. Aber als sich in dem genannten Jahre die ersten seiner Untertanen zum Christentum bekehrten, wurde er stutzig. Sie hatten, ohne seine Genehmigung einzuholen, gewagt, ihre väterliche Religion zu verlassen und die des Ausländers anzunehmen. Bahnte sich da am Ende etwas Neues an? Sollte etwa in Zukunft nicht mehr sein Wille das oberste Gesetz im Lande sein? Wollten sich wohl gar die Christengewordenen seiner Botmäßigkeit entziehen? Sein Argwohn wurde rege. An seinem Hofe lebte ein portugiesischer Abenteurer, ein gewissenloser Mensch, dem die Anwesenheit der Missionare schon längst ein Dorn im Auge war, weil sie ihm in der Ausübung seiner schnöden Werke ein Hindernis waren. Dieser Mann verstand es schlau, den Argwohn Kawilorots zu nähren und seinen Zorn gegen die vom Glauben der Vorfahren Abgefallenen zu heller Glut anzufachen. Während sich der Fürst noch ganz freundlich gegen die Missionare stellte, hatte er doch heimlich schon den hinterlistigen Anschlag gemacht, ihre Anhänger aus dem Wege zu räumen, und hatte seinen Beamten schon einen dahin gehenden Befehl zugehen lassen. Verschiedene Christen sind damals diesem Befehl zum Opfer gefallen und haben als Märtyrer des christlichen Glaubens ihr Leben gelassen.

Nan Ta war diesem Schicksal entgangen. Es war kurz vor der Ausführung des Mordbefehls, da traf er zufällig unterwegs mit einem befreundeten Mönch zusammen. Der fragte ihn, ob er schon wisse, daß ihm sein Haus über dem Kopfe angezündet werden solle. Er sei doch ein Pflegesohn des Fürsten gewesen, und nun sei er trotzdem abtrünnig geworden und zu den Ausländern übergegangen; darüber sei der Fürst im höchsten Maße aufgebracht. Er gebe ihm den wohlmeinenden Rat, sich die Sache noch einmal gründlich zu überlegen, ehe es zu spät sei. Damit war der Mönch eilig seiner Wege gegangen. Die Nachricht hatte den ahnungslosen Nan Ta begreiflicherweise sehr betroffen gemacht. Was war da zu tun? Zeit war jedenfalls nicht zu verlieren. Er durfte nicht einmal wagen, nach Hause zurückzukehren, um von seiner jungen Frau Abschied zu nehmen. Er stahl sich, um Rat zu holen, zu dem Missionsgehöft und wartete, ob vielleicht jemand herauskäme; hineinzugehen dünkte ihn zu gefährlich. Da sich aber niemand blicken ließ, schlich er endlich fort. Den nächsten Tag hielt er sich in einem verlassenen, in Trümmern liegenden Kloster in den Bergen verborgen. Am Montag traf er eine Gesellschaft von Kaufleuten, welche nach der sechs Tagereisen entfernten Stadt Tschieng Rai, nördlich von Tschiengmai, reisten. Ihnen schloß er sich an, ohne zu sagen, wer er sei und was ihn zu ihnen führe. In Tschieng Rai ange-

Wassersucht, Kropf

Ich habe eine sichere Kur für Kropf oder dicken Hals (Gottre), ist absolut harmlos. Auch in Herzleiden, Wassersucht, Verfettung, Nieren-, Magen- und Nervenleiden, Hämorrhoiden, Geschwüre, Rheumatismus, Ekzema und Frauenkrankheiten, schreibe man um freien ärztlichen Rath an:

L. von Daacke, M. D.,
1422 North California Ave., Chicago, Ill.

kommen, hörte er, daß die Christen am Tage nach seiner Flucht getötet worden seien. Da er in Tschieng Rai noch im Machtbereich des Fürsten Kawilirot war und daher jeden Augenblick dort angegriffen und gefangen genommen werden konnte, verweilte er nicht länger an diesem Orte. Er nahm seinen Weg weiter nach Norden hin und ruhte nicht eher, als bis er die Landesgrenze hinter sich und die Stadt Keng Tung in Barma erreicht hatte.

Hier ließ er sich nieder und wohnte daselbst drei Jahre lang. Dann kam die Kunde, der Fürst Kawilorot sei gestorben und der Fürst Intanon, sein Sohn, sei ihm nachgefolgt. Da wagte er es, nach Tschieng Rai zurückzukehren. Und, wiewohl nicht ohne einige Besorgnis, streifte er die Ortschaften von Tschiengmai ab, bis nach Lakaun vordringend. Noch weiter zu gehen, schien ihm nicht geraten. Er kreuzte das Tal des Me Peng südlich von Tschiengmai und ging über den Salwen wieder nach Barma hinein. Eine Zeitlang hielt er sich bei den Roten Karenen auf, dann wandte er sich nach Maulmein, einer großen Handelsstadt am Golf von Martaban. Da sah er das Haus eines Ausländers, kenntlich an der europäischen Bauart. Er ging hinein und fragte, ob man etwas von dem Schicksal der Missionare in Tschiengmai wisse. Man konnte ihm aber keinen Bescheid geben. Es zog ihn jedoch wieder in sein Heimatland zurück. So gelangte er in die siamesische Stadt Raheng, wo ihm erzählt wurde, die Missionare hätten Tschiengmai verlassen und seien nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt. Das war eine irrige Nachricht; vermutlich war eine Erholungsreise, die die Missionare zur Kräftigung ihrer Gesundheit unternommen hatten, vom Volke falsch gedeutet. Nan Ta war über diese Kunde sehr betrübt.

Während seiner langen Wanderungen schloß er hier und da Freundschaften, bisweilen verdiente er sich seinen Lebensunterhalt als fahrender Hausierer. In der Eile der Flucht hatte er von Hause nichts mit sich nehmen können außer seinem siamesischen Evangelium, das er ständig bei sich hatte. Er verstand Siamesisch zwar nur recht mangelhaft, aber er verwahrte das Buch äußerst sorgfältig, als wenn es ein Talismann wäre. Schließlich war das Buch vollständig zerlesen und abgenutzt. Er hatte es auch gelernt, täglich zu beten.

Eines Tages hörte er, der neue Fürst habe ein Duldungsedikt erlassen, daß jeder seiner Untertanen sich seine Religion frei wählen und unbelästigt befolgen dürfe, auf niemanden sollte fortan mehr ein Zwang ausgeübt, niemand wegen seines Glaubens bestraft werden. Das war eine frohe Botschaft in seinen Ohren. Ohne Verzug kehrte er jetzt in die Heimat zurück, die Seinen wieder aufzusuchen. Er fand seine Frau, und als eine besondere Fügung Gottes sah er es an, daß sie sich während seiner langen Abwesenheit, obwohl sie gänzlich ohne Nachricht von ihm geblieben war, nicht wieder verheiratet hatte. Sie führte ihm ein liebliches, neun Jahre altes Mädchen zu: seine Tochter; sie war bald nach seiner Flucht geboren. Er sah sie also jetzt zum erstenmal. Besonders freute es ihn, zu vernehmen, daß die Missionare noch in Tschiengmai seien. Bei der ersten Gelegenheit machte er ihnen seinen Besuch; davon hörten wir am Anfang unserer Geschichte. — Da Missionar Gilvary gerade einen Sprachlehrer für die laotische Sprache nötig hatte und Nan Ta als früherer Mönch ein der buddhistischen Lehren kundiger Mann war, so überredete er ihn, als Lehrer zu ihm zu ziehen und sich gleichzeitig als Schüler in den Lehren des Christentums von ihm unterweisen zu lassen. Gern ging Nan Ta darauf ein. Und Gilvary erhielt in ihm einen eifrigen Schüler, der in der Erkenntnis der Wahrheit schnelle Fortschritte machte und sichtlich in der Gnade zunahm. Seine romantische Geschichte erregte viel Interesse und führte auch andere herzu. Nachdem er getauft war, wurde er ein wackeres Mitglied der Gemeinde, später wurde er Kirchenältester, und abermals einige Jahre später erhielt er die Weihe zum Predigtamt. Tausende hörten von seinen Lippen das Evangelium, und nicht wenige wurden durch seine Worte, wie durch seinen Wandel zu Christo hingezogen und wurden seine Jünger. Bis zu seinem Tode übte er in der Gemeinde einen segensreichen Einfluß aus, ein lauterer, ernster und eifriger Zeuge seines Herrn und Meisters.

Wbl.

Falsch gerechnet.

„Lieber Herr Schulz," flehte eine ärmlich gekleidete, gar leidend aussehende Frau, „geben Sie mir doch heute einmal etwas umsonst. Sehen Sie nur, ich habe fünf Kinder im Hause, die sind noch alle klein. Ich kann mir nichts verdienen. Mein Mann ist schon seit Monaten krank."

„Geht nicht, gebrauche mein Geld auch."

„Ach, Sie sind so reich; die Kartoffeln sind gut geraten, wie seit Jahren nicht. Geben Sie mir nur ein paar Pfennige!"

„Geht nicht."

„Ach, tun Sie es doch, meine Kinder hungern zu Hause, mein Mann braucht Medizin — und ich — " schluchzend verbarg die arme Frau das verhärmte Gesicht in der Schürze.

„Was geht das mich an? Was soll das Geheul hier an meinem Wagen? — Macht, daß Ihr fortkommt!"

Die Frau schlich sich fort nach Hause zu ihren hungrigen Kindern. Die aber fühlten jetzt den Hunger nicht, denn weinend und sich furchtsam aneinander schmiegend, standen sie am Bett des verstorbenen Vaters.

Der Bauer hatte seine Kartoffeln für ein gut Stück Geld verkauft und fuhr, froh über seinen gefüllten Geldbeutel, nach dem Dorfe zurück. Falsch gerechnet! Eine Menge Bekannte begegneten ihm; sie grüßten ihn stumm und sahen ihn auffallend an. Bauer Schulz brummte etwas von Neid vor sich hin. In der Ferne sah er sein stattliches Gehöft liegen. Kein Knecht, keine Magd war zu erblicken, die Hunde ließen sich nicht hören. Alles still. Der Prediger kam langsam die Straße herauf und trat in des Bauern Haus. Jetzt wünschte der Bauer Schulz Flügel zu haben. Er schlug auf die Pferde und jagte ins Gehöft hinein. Da standen die Seinen im Hausflur und weinten und jammerten. Der reiche Bauer aber stürzte bewußtlos neben den Leichen seiner Kinder nieder. Sie hatten fröhlich am Teiche gespielt, dann waren sie den Enten nachgewatet und in ein tiefes Loch geraten, in dem sie ertrunken waren.

Drei Tage später, nach dem Begräbnis, fuhr der Bauer Schulz mit einem Wagen, der hoch mit Kartoffeln beladen war, in die Stadt zu einer armen Frau, die fünf Kinder hatte und eben ihren Mann hatte begraben lassen. Dort ließ der reiche Schulz die Kartoffeln abladen, übergab der weinenden Frau den Geldbeutel, der noch so gefüllt war wie vor drei Tagen, und als er wieder nach Hause fuhr, saßen zwei Kinder auf dem Wagen, für die wollte er sorgen und für die andern auch. Die Frau hatte es nicht annehmen wollen, Bauer Schulz aber sagte mit zitternder Stimme: „Ich wollte, ich hätte es früher getan."

Als er so nach Hause fuhr, nickten ihm die Bekannten freundlich zu; die Knechte und Mägde liefen ihm dienstfertig entgegen und die Hunde empfingen ihn lustig. Im Hausflur aber stand seine Frau „Das hast du gut gemacht," sagte sie weinend, trocknete aber rasch die Tränen. Sie mußte ja doch die beiden ängstlichen Kleinen freundlich begrüßen und in die Kinderstube bringen.

Gottes Lob erfreut mein Herz
Mehr als Lust und Geld.
Armer Reichtum, toller Scherz
Freut die arge Welt; allein nicht mich.
Mein Herz wird von Freuden voll,
Daß es dich, Gott, loben soll.
Gott lobe ich.

Magen-Kranke

Warum leiden Sie noch an Unverdaulichkeit, saurem Magen, Aufstoßen, Blähungen, Magengase und Krämpfe, Sodbrennen, Herzklopfen, Kopfschmerzen und Verstopfung, wenn doch die berühmten

Germania Magen Tabletten

wunderbare Linderung und sichere Heilung bringen in solchen Fällen.

Herr A. Idel, Owensville, Mo., schreibt: „Ich war seit vielen Jahren Magenkrank und im letzten Jahre wurde es so schlimm, daß ich nicht mehr arbeiten konnte. Die Germania Magen Tabletten haben aber meine Krankheit geheilt. Meine Nachbarn sind ganz erstaunt wenn sie mich wieder auf dem Felde sehen, denn alle Leute glaubten ich werde nicht mehr lange leben."

Herr W. Meyer, Florence, Kans., schreibt: „Meine Mutter, welche jetzt 80 Jahre alt ist, gebrauchte vor einem Jahre die Germania Tabletten, nachdem viele andere Mittel keine Hilfe brachten und sie wurde dadurch geheilt von ihrem Magenleiden."

Preis per Schachtel nur 30 Cent, oder 4 Schachteln $1.00. Zu beziehen durch den Importer: **R. Landis, Box R. 12, Evanston, Ohio.**

Leute in Canada können diese Medicin beziehen bei A. P. Klassen. Box 162. Hague. Sask.

Erzählung.

Lux Crucis.

(Fortsetzung)

Wie der sagenhafte Argus, so schlief auch Rom niemals. Seine Tage gehörten der rastlosen Arbeit, die ihm den Luxus der ganzen Welt zuführte, seine Nächte aber den Ausschweifungen und Vergnügungen. Diesen geschäftigen Millionen gegenüber war die Zeit machtlos. Auf den Höhen des Janiculus vernahm man stets den dumpfen Lärm der Stadt; manchmal wurde er etwas schwächer, aber vernehmlich blieb er immer; und wenn die Nacht das Menschengewimmel unten verbarg, erglänzten am Himmel oben unzählige Lichter. Aber doch hatte auch Rom, dieses große,, unbezwingliche Geschöpf, Zeiten der Erschlaffung; in den dunklen, müden Stunden nach Mitternacht arbeitete es sich weniger ab, und in seinem Innern waren Adern, in denen das Blut langsamer floß und die Pulse unregelmäßig schlugen.

Jenseits des Tibers, westlich von der Septimianischen Straße und nördlich von der Janiculusbrücke, befand sich der Begräbnisplatz für die Fremden. Die Stadt hatte sich zwar noch darüber hinaus in nordwestlicher Richtung vom vatikanischen Hügel ausgedehnt; aber dieser stille Ort lag doch noch in einer ganz unüberbauten Gegend.

Hier bestatteten auch die Juden ihre Toten; sie schmückten den ernsten Ort mit liebevoller Sorgfalt und entzogen ihn durch hohe Mauern den entweihenden Blikken der Ungläubigen. An diesem Ort waren die Söhne Judas endlich sicher; hier machte jede Verfolgung halt, und hier senkte selbst Rom sein Schwert. Sogar der Scheiterhaufen hatte hier seine Macht verloren, und die hier ruhten, trugen keine andern Ketten mehr als die sanften Fesseln des ewigen Schlafes. Die vornehmen Römer verbrannten ihre Toten und stellten die Aschenurnen auf dem Familienaltar auf; die Toten des gemeinen Volks wurden verbrannt und ihre Asche in die Winde gestreut. Nur der Jude legte die sterbliche Hülle der Seinen in den Schoß der Erde, und ein Volk, das sich selbst den Würmern weihte, wurde mit Schaudern von den Römern gemieden und unbelästigt seiner abstoßenden Sitte überlassen. Im Frieden dieser letzten Ruhestätte, im Schatten der niederhängenden Zweige und Aeste und zwischen ihren Gräbern gab es daher verborgene Plätzchen genug, in die noch nie der spähende Blick eines Heiden gedrungen war.

Hierher verlegten nun auch die ersten Christen ihre Kultusstätte und feierten hier ihre Gottesdienste. Dieser Ort eignete sich dazu aufs beste. Die Gegenwart der Toten heiligte ihn, und man fühlte sich hier gewissermaßen stets von den abgeschiedenen Seelen umschwebt und gesegnet.

Es war um die Stunde des tiefsten Schweigens — wo der Riese jenseits des Tibers schnarchte und röchelte, wo am Fluß entlang nur noch einzelne Lichter auftauchten und selbst die Schildwachen alle unter ihren Schutzdächern standen. Der Mond, glänzend wie die große Kuppel auf dem Palatin, stand am nächtlichen Himmel, schaute wie segnend auf die Erde herab und übergoß den Gipfel des vatikanischen Hügels mit einer wahren Lichtflut. Die Strahlen des Mondes drangen sogar über die Mauern hinweg in den abgelegenen Begräbnisplatz hinein und fanden dort ein Plätzchen, wo einige gläubige Beter versammelt waren. Diese kannten die Gefahr, die ihnen drohte, und nicht aus Hochmut oder Selbstüberhebung trotzten sie ihr; selbst angesichts des Kaisers hätten sie sich furchtlos offen zu Christus bekannt, wie sie es später angesichts des Todes freudig taten.

Auf einem von Zedern eingeschlossenen Rasenplätzchen, am Fuße eines steil abfallenden Felsens, war ein Altar errichtet, auf dem jetzt der volle Mondschein lag, der das ganze Versteck fast taghell erleuchtete. Eine Anzahl von Männern und Frauen standen wartend umher. Endlich zeigte der Wächter am Eingangstor das Nahen anderer Brüder an, und ein Mann, der offenbar in hohem Ansehen stand, schritt zwischen den Bäumen hindurch auf die Wartenden zu. Es war Paulus, und mit ihm kamen Lucius, Fulvia, Valentina und Myrrha mit ihren Freunden aus dem Hause in der Subura. Fabian, Ethelred, Gabriel und Volgus, alle waren da. Mit einiger Neugier sah Fabian dem Vorgang zu und bemerkte, daß die Anwesenden, als Paulus stehen blieb und seine Bekannten in dem um den Altar versammelten Kreis begrüßte, sich alle Mühe gaben, ehrfurchtsvoll seine Kleider zu berühren. Viele der Gestalten erschienen nur wie Schatten zwischen den Bäumen und waren kaum zu erkennen. Vorsichtig hing man in den Zweigen einige Fackeln auf und stellte eine bronzene Lampe auf den Altar. Zuletzt wurden noch für die Alten und Hinfälligen Matten auf den Rasen gebreitet.

Fabian sah, wie völlig Paulus hier der Leiter und Führer aller war. Gleich zum Beginn stellte sich der Apostel auf den etwas erhöhten Platz, dann erhob er die Hände und betete herzlich. Nach dem Amen stimmte er mit seiner klangvollen Stimme einen Gesang an, der allen bekannt schien, denn sie fielen sofort ein, zuerst die Frauen, dann die Männer und zuletzt auch noch die Kinder, die in den Decken, worin die Eltern sie gehüllt hatten, aus ihrem Schlummer erwacht waren. Der Fels warf die milden Töne zurück, so daß es klang, als ob Geisterstimmen sich mit dem Chor vermischt hätten. Der junge Tribun wurde durch Myrrhas begeisterte Augen auch mit hingerissen, und als ihre süße Stimme in den Gesang einfiel, bemühte auch er sich, mitzusingen, hielt aber schnell wieder inne, weil er die Melodie zu entheiligen meinte. Die Sänger schwiegen, aber die Töne erfüllten gewissermaßen noch immer die Luft; Myrrha fühlte die Engel Gottes um sich her und meinte den Widerhall himmlischer Harfentöne zu hören.

An diese begeisterte Versammlung wandte sich nun der Apostel, aber er sprach nur wenige Worte. Er ermahnte die Anwesenden, frischen Mut zu fassen, fest am Glauben zu halten und in Zeiten der Not sich nur auf die Macht zu verlassen, die nie versagt. Er sagte, es sei seine höchste Freude, den Brüdern stets und immerdar seinen Herrn und Heiland vor die Augen zu führen, und dann fuhr er fort: „Ein Mann ist hier unter uns, der hoch über mir steht, der aber doch unser aller Bruder in Christo Jesu, unserem Herrn, ist."

Paulus stieg vom Altar herab und trat zu der kleinen Gruppe zu seiner Rechten; dann half er einem alten Mann, der mit unsicheren Schritten daherkam und dessen Hand sich auf den Apostel stützte, auf den erhöhten Platz vor dem Altar. Nun stand die Gestalt des Greises deutlich sichtbar und hoch aufgerichtet vor der Versammlung. Fabians Herz erzitterte in einer ihm selbst unbegreiflichen Ehrfurcht, und seine Freunde alle waren ebenso ergriffen. Die ehrfurchtgebietende Erscheinung des alten Mannes hätte sogar den besten griechischen Künstler, den Schöpfer der schönsten Statuen in der naheliegenden Stadt, in Entzücken versetzt. Ein mächtiges Haupt mit weißen Haaren krönte die edle Gestalt; über den im Mondschein leuchtenden Augen wölbte sich eine klare, hohe Stirne; auf das lange graue Gewand fiel ein schneeweißer Bart, und ein Kranz von silbernen Lokken umwallte den Hals. Dem edlen Antlitz hatte der Geist Gottes sein Siegel aufgedrückt; wohl trug es noch die Spuren heftiger innerer Stürme, aber jene Falten waren jetzt von einer weichen, milden Hand geglättet, so daß von dem Antlitz nur noch Reinheit und Liebe strahlte. Eine unaussprechliche Hoheit lag in der ehrwürdigen Erscheinung: Petrus, der Jünger Christi, stand vor den Versammelten. Mit hinreißender Beredsamkeit erzählte er jene Geschichte, die er schon so oft wiederholt

Sichere Genesung für Kranke durch das wunderwirkende

Exanthematische Heilmittel

(auch Baumscheidtismus genannt.)

Erlauternde Zirkulare werden portofrei zugesandt. Nur einzig und allein echt zu haben von

John Linden.

Spezialarzt und alleiniger Verfertiger der einzig echten, reinen exanthematischen Heilmittel.

Office und Residenz: 3808 Prospect Ave., S. E.

Letter-Drawer 396 Cleveland, O.

Man hüte sich vor Fälschungen und falschen Anpreisungen.

Heilung Suchende,

von Blut-und Nervenleiden, Kopf, Magen, Nieren, Blasen, Leberleiden, Lähmungen, Katarrh, Lungenleiden Schwächen aller Art fanden im Institute of Regeneration, 1161 N. Clark Str., Chicago Ill., volle Hilfe, ohne Messer, ohne Gift.

Es bezieht die einzig bestehende Heilmethode zur wirklichen Heilung der Krebsleiden, Tumore, Geschwüste, etc., Gewächse u. s. w.

Kein Kranker, wenn das Leiden auch Jahrelang bestand und manchesmal unheilbar erklärt wurde unterlasse es die Auskunft einzuholen. Es ist ein sonst hierzulande nicht vorhandenes Heilverfahren, mit d. höchsten Ehrungen in Europa Preisgekrönt. Auskunft, und aufklärende Schriften die jederman verlangen muß kostenlos.

---

hatte, und die ihm selbst mit jeder Wiederholung immer teurer wurde: von der Geburt seines Herrn, von dessen himmlischem Wandel auf Erden und von seinem Tode für die Menschheit; von dem Opfer, durch das die Seelen der Menschen aller Zeiten gerettet werden können, das dem Leben ein neues Ziel dem Tode eine neue Bedeutung gebe; von dem Glauben an ihn, der, in derselben Luft verkündet, die auch der Despot auf dem Palatin atmete, selbst dessen böse Taten zunichte machen könne, und der wirksam genug sei, sogar die unmenschliche Seele eines Nero zu retten. „Was können uns der Mamertinische Kerker, die wilden Tiere des Zirkus Maximus anhaben? Hier ist ewiges Leben!" Und als der Greis, den einst der Heiland mit mildem Blick gesegnet, dessen heilige Gestalt im Tode umfaßt hatte, da im Mondenschein die selige Botschaft vom Kreuz verkündigte, empfand Fabian bestimmt, daß in diesen Worten der Verheißung die Stimme Gottes erklang.

Demütig kniete er mit den andern nieder, ehrfurchtsvoll neigte er sein Haupt, als der Jünger des Herrn mit erhobenen Händen den Segen sprach, und als der junge Patrizier sich wieder aufgerichtet hatte, wußte er, daß er selbst, wie die andern um ihn her, die Vergangenheit wie einen Wald voll Schatten hinter sich gelassen hatte und von neuem geboren war.

(Fortsetzung folgt.)

Geistliche Bücher.

In Heiratsgeschäften kosten 9 bis $45.00. Die verschiedensten **Records** der schönsten Töne (was uns alle Geistlich soweit gebracht haben). Vollständige Zufriedenheit werdet Ihr finden. Wendet Euch an

P. C. Fehr Reinland, Manitoba, Canada.

Deutsche Lehrer Bibeln

(Mit Rotdruck.)

Die Worte Christi in roten Lettern.

Alter Luther-Text

Die Geschichte des ganzen Neuen Testaments, seine wunderbaren Lehren und das erhabene Interesse wird hier um das ewiglebende Wort Jesus zum Mittelpunkt. Es ist daher von größter Wichtigkeit, daß eben diese herrlichen, lebeneinflößenden Worte mit imposanten Reliefletttern hervorgehoben werden, um ihnen gerade die Auszeichnung zu verleihen, welche sie vor allen anderen Stellen in der Bibel verdienen. Diese in rot gedruckten Worte fallen in's Auge und bringen die Worte Jesus ins Herz eines jeden Lesers. Jedes Heim sollte das Neue Testament mit Rotdruck besitzen.

Diese Bibel enthält auch vollständige Hülfsanleitung zum Bibelstudium und ein vollständiges biblisches Wortregister.

Ausgaben und Preise. Größe 5¼ bei 8⅛ Zoll.

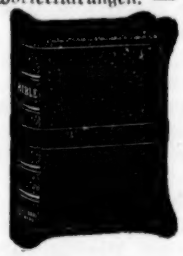
No. 270. Seal Grain Marokko, mit Rand klappen und gerundeten Ecken. Rot unter Goldschnittecken. Handelspreis $3.75. Unser Preis **$2.75**

No. 275. Seal Grain Marokko, mit Randklappen und gerundeten Ecken. Rot unter Goldschnittecken, Kapitälchen und Lesezeichen, Halbleder, Handelspreis $4.25. Unser Preis **$3.10**

Patent-Index 25 Cents extra.

Deutsche Lehrer Bibeln

Inhalt: Die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers. Ohne Apokryphen. Schriftwort erklärt durch Schriftwort, unter reicher Verwertung gleichsinniger Stellen und mit Angabe der Ueberketzungs-Berichtigung des deutschen Rivisions-Ausschusses. — Mit einem Leitfaden für Bibelfreunde, enthaltend: Einleitung in die heiligen Schriften. — Die außerisraelitischen Völker der Bibel. — Neue Kunde aus dem Altertum des Morgenlandes. Umriß der jüdischen Geschichte. — Maße, Gewichte und Münzen der Bibel. — Geographie und Topographie Palästinas oder des Heiligen Landes. — Verzeichnis und Erklärung der biblischen Namen. — Biblische Konkordanz. — Worterklärungen. — Acht Karten.



49. 50.

sen den Raub nehmen? Oder kann man dem Gerechten seine Gefangnen los machen?

25. Denn so spricht der Herr: „Nun sollen die Gefangnen dem Riesen genommen werden, und der Raub des Starken los werden; und Ich will mit [44] deinen Haderern hadern, und deinen Kindern helfen.

26. Und Ich will [45] deine Schin-

Vor der Geburt Christi ca. 700-695.

[44] Ich nehme den Taumelkelch von deiner Hand samt den Heben des Kelchs meines Grimmes; du sollst ihn nicht mehr trinken, sondern Ich will ihn deinen Schindern in die Hand geben. K. 51, 22. 23.

[45] K. 37, 20. — 66, 21, 6.

Größe 6¼ bei 8⅛ Zoll.

No. 3412. Algierisches Marokko, biegsam, runde Ecken, Rückentitel in Gold, Rotgoldschnitt, überstehende Ränder. Handels-Preis $3.50 **$3.25**

No. 3430. Französisches Marokko, extra fein, biegsam, Rückentitel in Gold, Rotgoldschnitt, überstehende Ränder. Handels-Preis $4.00 **$3.75**

Patent Index 25 Cents extra.

MENNONITE PUBLISHING HOUSE, Scottdale, Pa.

Es ist Hoffnung

vorhanden für den Kränksten bei dem rechtzeitigen Gebrauch von

Forni's

Alpenkräuter

Kein Fall ist so schlimm, keine Krankheit so hoffnungslos gewesen, wo dieses alte, zeitbewährte Kräuter-Heilmittel nicht Gutes gethan.

Rheumatismus, Leberleiden, Malaria, Verdauungsschwäche, Verstopfung und eine Menge anderer Beschwerden verschwinden sehr schnell bei seinem Gebrauch.

Er ist ehrlich aus reinen, Gesundheit bringenden Wurzeln und Kräutern hergestellt. Wird nicht in Apotheken verkauft, sondern durch Special-Agenten, angestellt von den Eigentümern,

DR. PETER FAHRNEY & SONS CO.

19-25 So. Hoyne Ave., CHICAGO.